



Der Weg aus dem Verkehrschaos:

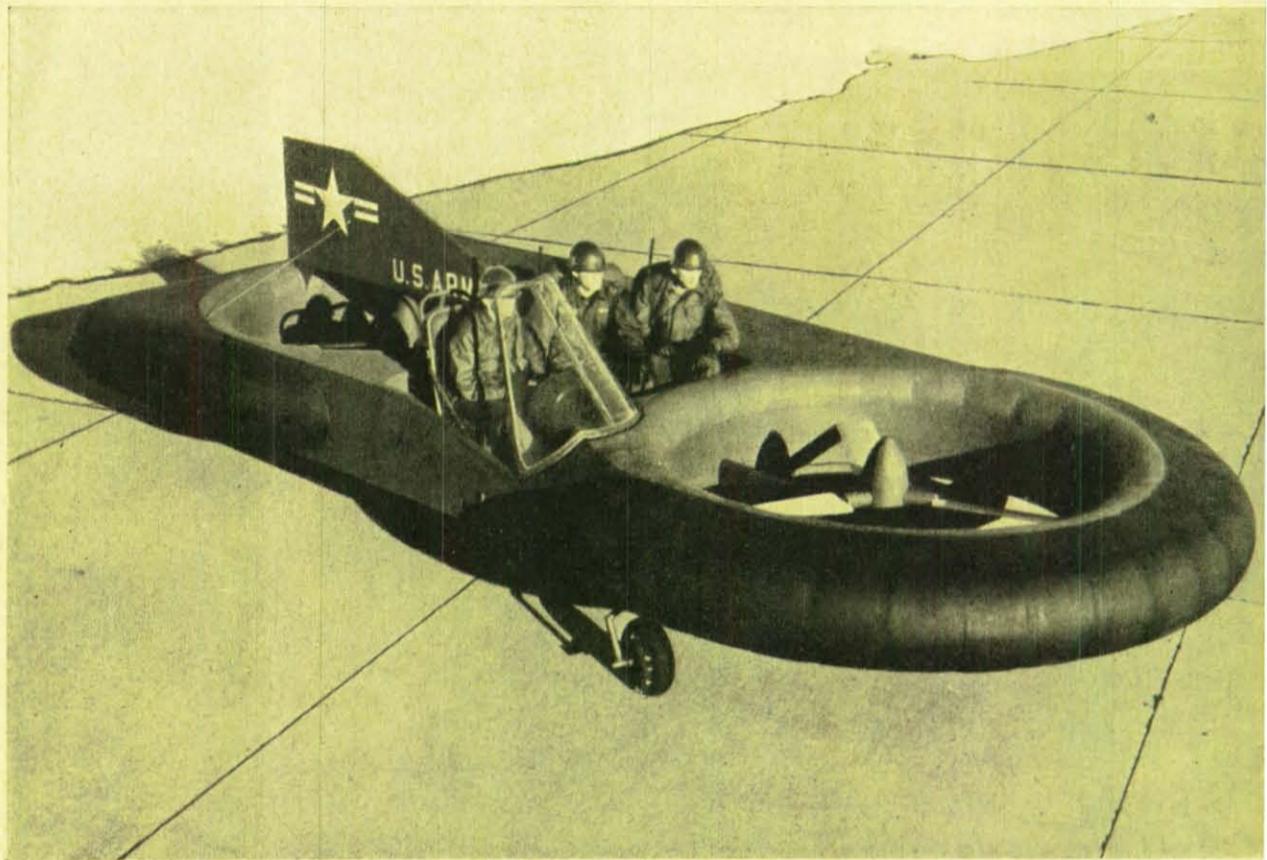
Das fliegende Auto

Wir zeigen die ersten Modelle

Ein völlig neuer Weg aus dem Das fliegende



Autofahren auf einem Luftkissen konnten Pressevertreter bei einer interessanten Vorführung der „Ford Motor Company“. Das beim „Glideair-Modell“ angewandte Prinzip wurde an Hand eines Versuchsskooters veranschaulicht (Bild oben). Die durch Düsen gepreßte Luft hebt das eigenartige Gefährt mitsamt der wißbegierigen Dame knapp einige Zentimeter vom Boden ab. Das untere Bild zeigt das Original „Glideair-Modell“, das Luftauto. Es besitzt keine Räder, sondern gleitet auf einer Führungsschiene mit großer Geschwindigkeit dahin. Es wird vom Boden gleichmäßig abgehoben durch Luft, die aus feinen Düsen ausströmt. Da das Fahrzeug keine Laufräder besitzt, fällt der bei den üblichen Räderfahrzeugen auftretende Reibungswiderstand fort. Dadurch wird eine weit geringere Motorenleistung für den Antrieb erforderlich. Der Wagen soll nach genauen Berechnungen eine Spitzengeschwindigkeit von 800 km/st haben.

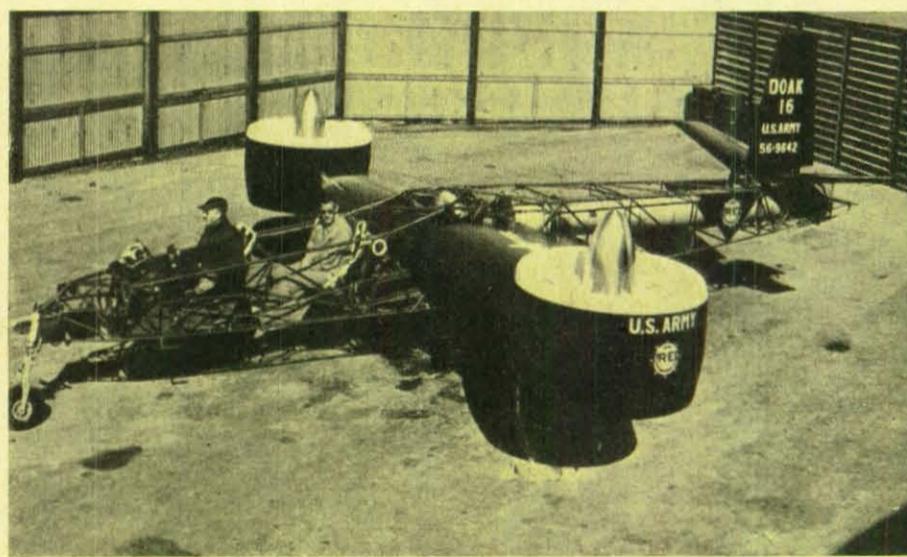


Daß in aller Welt die Autoindustrie zu den „zukunftsbeuften“ Industriezweigeng gehört, hat sie immer wieder durch die Entwicklung und den Bau von sogenannten „Traum-“ und „Zukunftswagen“, neuartigen Antriebsaggregaten, wie Turbinen oder mit Sonnenbatterien ausgestatteten Fahrzeugen oder ähnlichen technischen Visionen bewiesen. Führend auf diesem Gebiet sind wohl die Vereinigten Staaten. Daß sich aber Amerikas Autokonstrukteure nicht nur mit den in den kommenden Jahren realisierbaren Möglichkeiten befassen, sondern um Jahrzehnte vorausseilen, haben sie jetzt mit

der Vorstellung dreier „Zukunftsmodelle“ bewiesen, die vollkommen technisches Neuland bedeuten und in einem Falle nichts mehr mit einem fahrbaren Untersatz gemein haben. Das eine Modell ist das hier gezeigte „Glideair-Modell“, das gewissermaßen auf Luft fährt. Bei den beiden anderen Maschinen handelt es sich um den „Jeep der Lüfte“ der US-Army und um das fliegende Auto der Hiller-Werke. Doch diese Versuchsmodelle dienen vorerst nur Forschungszwecken. Wann sie der Mann auf der Straße kaufen kann? Wenn die rentabelste Form der Herstellung gefunden ist!



Eine technische Verbindung zwischen Hubschrauber und dem konventionellen Propellerflugzeug ist dieses revolutionierende, von der US-Army entwickelte Versuchsflugzeug, das gegenwärtig einer eingehenden technischen Überprüfung unterzogen wird. Die Maschine trägt die Bezeichnung „VTOL“ (Vertical Takeoff and Landing — senkrecht aufsteigen und landen). Die in einem Gehäuse an den Tragflächenenden untergebrachten Luftschrauben lassen sich als Einheit um 90 Grad schwenken. Bei Start und Landung auf Plätzen, wo keine Startbahnen vorhanden sind, braucht der Pilot die Luftschrauben nur in eine senkrechte Stellung zu bringen, um vertikal starten und



landen zu können. Nachdem das Flugzeug die gewünschte Flughöhe erreicht hat, werden die Propeller in die horizontale Lage zurückgestellt, so daß die Maschine im Normalflug weiterfliegen kann. Aus unseren beiden Bildern wird die verschiedenartige Schraubenstellung sichtbar: für Vertikalflug (rechts) und für Horizontalflug (links). Es bleibt nur noch abzuwarten, ob die Prüfungsergebnisse so ausfallen, daß diese Maschine in die Serienproduktion genommen wird. Wenn sich die Maschine bewährt, so bedeutet dies, daß bald richtige Flugzeuge (ob dieses oder ein verbessertes Modell) praktisch auf jedem freien Platz, auf jeder Wiese oder Waldlichtung landen und starten können.

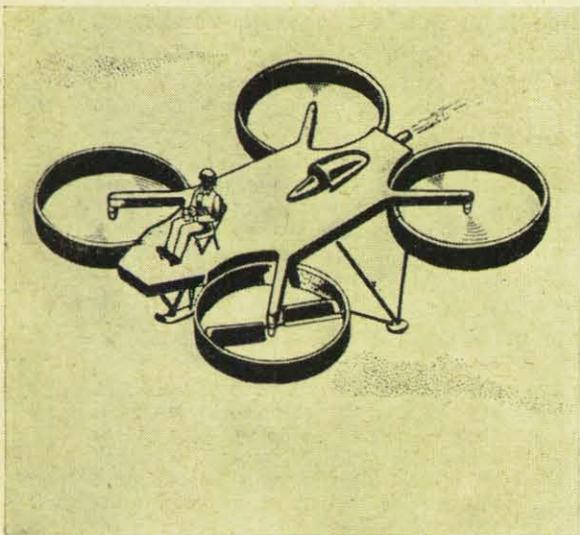
Verkehrschao:

AUTO

Wir zeigen die ersten Modelle

Was dem einen sein fliegendes Auto, ist dem anderen sein fliegender Roller

◀ **„Jeep der Lüfte“** könnte man dieses Modell nennen. Es wurde für die amerikanische Armee entwickelt und bereits mit großem Erfolg erprobt. Das Fahrzeug hat die Eigenschaften eines kleinen Hubschraubers und dient für leichten und schnellen Transport. Mit Hilfe des Propellers kann es senkrecht starten und landen, in der Luft aber durch Düsenantrieb horizontal fliegen.



Der Senkrechtstart ist auch mit diesem russischen Versuchsflugzeug möglich. Durch den direkten Schub eines Düsentriebwerks wird die Maschine vorwärtsbewegt. Bei Start und Landung aber werden dem Düsenmotor Abgase entnommen und in vier Propellerblätter geleitet.

Vier Stelzlüfte wird das „fliegende Auto“ haben, das die amerikanischen Hiller-Hubschrauberwerke entwickeln. Im Gegensatz zu den bisherigen Flugzeugen wird es aber weder die üblichen Propeller noch Rotorblätter (wie der Hubschrauber) haben, sondern Fächerflügel. Diese rotieren in senkrecht eingebauten zylindrischen Gehäusen, die oben und unten offen sind. Über den oberen Gehäuseöffnungen sind Schutzstäbe angebracht. Die Wirkung dieses neuartigen Antriebs beruht darauf, daß die schnell rotierenden Fächerflügel die Luft durch das Gehäuse nach unten pressen. Die dadurch erfolgende Verminderung des Luftdrucks oberhalb des Antriebsgehäuses gibt dieser Maschine den erforderlichen Auftrieb.



Der erste fliegende Motorroller startete kürzlich auf dem Gelände einer Flugzeugfabrik, 22 km von der amerikanischen Stadt Raleigh entfernt. Ohne Schwierigkeiten hob er sich in die Lüfte und landete nach einer Flugzeit von wenigen Minuten auf einem Parkplatz am Rande der Stadt. Er war in einer Höhe von 45 m über die Autostraße geflogen, allerdings an einem Tage, an dem Flugzeuge wegen schlechter Sicht Startverbot hatten. Nach der Landung konnte Mr. Bensen, der Fahrer, in die Stadt

fahren, ohne seinen Sitz auch nur ein einziges Mal zu verlassen oder irgendeine Änderung an seinem Fahrzeug vorzunehmen. Mr. Bensen hatte keine Schwierigkeit, mit dem Verkehr schrittzuhalten oder sein Fahrzeug durch Engpässe zu schleusen. Der fliegende Motorroller hat einen vierzylindrigen, luftgekühlten Motor, der mit gewöhnlichem Autobenzin betrieben wird. Das Fahrzeug wird von einem waagerechten Rotor in der Luft gehalten, der sich frei dreht und deshalb nicht durchsacken kann. Sollte der Motor einmal aussetzen, so wird der „Gyrocopter“, wie man ihn genannt hat, langsam und sicher zur Erde schweben. Was dem einen sein fliegendes Auto ist, ist dem anderen sein fliegender Roller. Und die Fachleute glauben, daß die Zeit nicht mehr in weiter Ferne sei, in der Amerika von fliegenden Rollern überfüllt ist.

Keine strategischen Atom



Der Welt schnellster Bomber ist die Convair B-58 Hustler, die jetzt in die Verbände der amerikanischen Bomberwaffe eingeführt werden soll. Bis zur Serienreife der großen Interkontinental-Lenkaffen wird dieser vierstrahlige Überschallbomber das Hauptargument sein, einen möglichen Feind von einem geplanten Angriff auf die USA abzuhalten.

Müssen wir in der Bundesrepublik in unseren Planungen für einen zivilen Bevölkerungsschutz mit dem Einsatz atomarer Waffen rechnen?

Politische Bestrebungen

Der Bundesminister des Innern hat kürzlich angekündigt, daß in der jetzigen 3. Legislaturperiode des Bundestages u. a. ein 2. Gesetz über Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung vorgelegt und verabschiedet werden solle. Diese Absicht kann nur begrüßt werden, da das 1. entsprechende Gesetz, welches am 17. 10. 1957 in Kraft getreten ist, seiner Struktur nach nur wichtigste Grundlagen legt, daher für eine volle Breitenarbeit noch nicht genügend Raum schafft und darüber hinaus viele Wünsche offen läßt.

Neue wissenschaftliche Erkenntnisse

Zudem bietet dieses 2. Gesetz eine Möglichkeit, das bereits in seinen Grundlinien im Jahre 1953 konzipierte und im Jahre 1955 dem Bundestag vorgelegte Gesetz zu überprüfen und, soweit erforderlich, neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen, einer inzwischen erfolgten technischen Weiterentwicklung und gewissen Abklärung der taktischen und strategischen Ansichten über einen neuzeitlichen Luftkrieg und dessen Auswirkungen anzugleichen. Das erscheint um so notwendiger, als z. Z. bei der Bearbeitung des 1. Luftschutzgesetzes viele Probleme noch in großem Umfang ungeklärt und ungewiß waren. Diese sind zwar auch heute noch nicht hundertprozentig ausgewogen, jedoch sehen wir z. Z. in vielen Dingen bereits sehr viel weiter und klarer.

Erfahrungen des Auslandes

• Es sei nur an den im Laufe des letzten Jahres in den USA eingetretenen Wandel in der Beurteilung der Möglichkeiten einer Evakuierung und des Wertes des Schutzraumbaues erinnert,

- an die Auswirkungen der Versuchsdetonation von A-Bomben auf deutsche Schutzbauten in der Wüste von Nevada im August 1957,
- an die schnelle technische Fortentwicklung der Langstreckenbomber und von kontinentalen und interkontinentalen Raketen,
- sowie an die Konkretisierung unserer Kenntnisse über Arten, Anwendung und Wirkungen von atomaren Waffen.

Grenzen der atomaren Kriegführung

Zu diesem Faktum hat jüngst C. L. Schmidt klar und einfach festgestellt, daß nicht nur Reichweite, sondern auch Wirkung moderner Vernichtungsmittel interkontinental sei und daß diese Tatsache die Verwendung von Uran- und Wasserstoffbomben beschränke. Er fährt darauf fort:

„Nicht anwendbar sind sie dort, wo der Angreifer entweder operative Absichten oder wirtschaftliche Interessen hat. Konkret: gerade die traditionell am meisten gefährdeten Grenz- und Frontgebiete sind durch atomare Bomben weniger bedroht (zumindest soweit es sich um große — strategische — Bomben handelt!). Grenz- und Frontgebiet wäre heute aber ganz Europa. Unser Kontinent wird deshalb in gewissem Sinne ‚Atombomben-Schutzgebiet‘ sein!“

Gegen Übertreibungen der Gefahren

Aus der gleichen realen Sicht heraus nimmt auch der ehemalige Generaloberst Rendulic in einer Kritik über eine NATO-Übung, der der Abwurf von 100 Atom- und Wasserstoffbomben über Mitteleuropa zugrunde lag, Stellung gegen „unverständliche, groteske Übertreibungen“ und „wenig geistvolle Orgien in Kernwaffen“, bei denen es sich nicht mehr um eine wohlüberlegte Kampfführung handele, die dem Zwecke eines Krieges, nämlich der Vernichtung des gegnerischen Kriegspotentials, gerecht werde. Er betrachtet es als selbstverständlich,

Nüchterne Betrachtungen

„Ein Atomkrieg wird alles Leben auf der Erde vernichten...“ „Kein Stein wird auf dem anderen bleiben...“ „Einem Atombombenangriff sind wir völlig schutzlos ausgeliefert...“ „In einem Zukunftskrieg werden doch alle Schutzvorkehrungen zwecklos...“

Das sind die Ansichten, die heute gegen den Zivilen Bevölkerungsschutz vorgebracht werden. Schon in diesen Behauptungen ist eine sehr große Gefahr zu sehen. Einem Volk, das nicht einmal die Tatkraft aufbringt, sich gedanklich mit der Frage aktiver Schutzmaßnahmen auseinanderzusetzen, wird die Fähigkeit, einen Atombombenangriff zu überstehen und damit weiterzuleben, zumindest sehr erschwert, wenn nicht unmöglich.

„Umdenken lernen!“ Die Abwürfe über Hiroshima und Nagasaki nahmen zum Teil deshalb ein so katastrophales Ausmaß an, weil niemand vorbereitet war, geschweige denn praktische Schutzvorkehrungen getroffen hatte.

Daraus folgt: Alle Schutztechnik muß dem Rüstungsstand des eventuellen Angreifers angepaßt werden und setzt damit eine den jeweiligen Erfordernissen entsprechende Schutzpolitik voraus.

Einen Eindruck von der tatsächlichen Gefährdung der Bundesrepublik durch einen eventuellen Atombombenangriff und von den daher erforderlichen Luftschutzvorkehrungen und Planungen mag die in dem nachstehenden Artikel wiedergegebene Ansicht eines Fachmannes, des Generalmajors a. D. Klaus Uebe, Abteilungsleiter der Bundesanstalt für Zivilen Luftschutz in Bad Godesberg, vermitteln.

daß bei einem etwaigen Angriff der Gegner anstreben wird, Flugplätze, Radarzentralen, Truppenkonzentrationen, Waffen- und Versorgungslager und andere militärische wichtige Ziele zu vernichten, hält es aber für ebenso selbstverständlich, daß hierzu in gro-

ßem Ausmaß die traditionelle Luftwaffe eingesetzt wird, sofern dies den angestrebten Erfolg erwarten läßt und daß nur dann, wenn dies nicht sicher ist, die atomaren Waffen zum Einsatz kommen, die ja lediglich ein Mittel unter anderen seien.

Schweden, europäisches Vorbild im Luftschutz

Daß eine derartige Angleichung an Lage und Tatsachen eine zwangsläufige Selbstverständlichkeit ist, die jeder vernünftige Mensch anerkennen wird, und die daher weder Vorwürfe noch Komplexe auslösen darf, hat uns u. a. Schweden vorgemacht, dieses Land mit alter Luftschutztradition, in dem alles Menschenmögliche getan zu sein scheint. Dort wurde vor kurzem im Reichstag anläßlich der Beratung einer Regierungsvorlage gefordert und als selbstverständlich angesehen, die Planung immer wieder den geänderten Verhältnissen anzupassen und einmal zwangsweise zugrunde gelegte, nunmehr aber als unreal erkannte Voraussetzungen rechtzeitig zu korrigieren und — damit meistens verbunden — Material und Personal zu sparen. Hiermit wurde insbesondere dagegen Stellung bezogen, grundsätzlich davon aus-

zugehen, daß für jede größere Stadt mit A- und H-Bomben-Abwürfen zu rechnen sei; vielmehr müsse in jedem Einzelfall erwogen werden, was der Feind mit dem Angriff beabsichtige und welche Waffen er anwenden müsse, um sein Ziel zu erreichen.

Auch in den USA haben wir, wie bereits kurz erwähnt — eingeleitet durch den Wechsel in der Spitze der FCDA (Val Peterson — Leo Hoegh) — eine Änderung in der Luftschutz-Konzeption erlebt, die durch neue Tatsachen und eine dadurch bedingte neue Lage verursacht wurde.

Die Lage in der Bundesrepublik

Für uns in der Bundesrepublik ist die Lage nun so, daß sowohl unsere

Der Verfasser

Generalmajor a. D. Klaus Uebe wurde am 1. April 1900 geboren. 1923 trat er als Offiziersanwärter in das 18. Infanterieregiment des Reichsheeres ein. Nach seiner Versetzung zu den Kampfliegern im Jahre 1931 besuchte er die Luftkriegsakademie. Während des Frankreich- und Englandfeldzuges kommandierte der Autor eine Kampfgruppe, die mit Flugzeugen des Typs Do-27 ausgerüstet war.

Danach wurde er zum Leiter der Führungsabteilung der Luftflotte 2 unter Generalfeldmarschall von Kesselring ernannt.

Weitere Etappen seiner Generalstabslaufbahn sind: Chef des Generalstabs des VIII. Fliegerkorps unter Feldmarschall Freiherr von Richthofen; Chef des Generalstabes Luftwaffenkommando Don; Chef des Generalstabes der Luftflotte I; Befehlshaber des Luftwaffenkommandos Don.

Heute hat General a. D. Uebe seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen der Bundesanstalt für Zivilen Luftschutz zur Verfügung gestellt, wo er zur Zeit als Abteilungsleiter tätig ist.



bomben auf Deutschland?

ebnen den Weg zu konkreten Luftschutzplanungen

Freunde im Westen als auch unsere Nachbarn im Osten atomare Waffen haben, daß Ost und West schnelle, weitreichende Flugzeuge und Raketen besitzen, die diese atomaren Waffen ins Ziel bringen können.

Beide sind fest entschlossen, alle diese Geräte und Waffen im Ernstfall einzusetzen.

Wir sind damit in einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen West und Ost, insbesondere durch atomare Waffen, so lange gefährdet, bis ein diese Gefahr einschränkendes oder aufhebendes Rüstungsabkommen in Kraft getreten ist!

Die Situation in einem künftigen Atomkrieg

Es ist daher interessant, einmal eine Prognose über Art und Umfang dieser zumindest noch für viele Jahre akuten Gefährdung der Bundesrepublik anzustellen. Diese Prognose vermag zwar

H-Bomben-Angriff: mehr als unwahrscheinlich

Eine derartige Gestaltung aller Pläne aber erscheint schon allein deshalb fragwürdig, weil z. B. nach Abwurf von 3 thermonuklearen 5-Megatonnen-Bomben (= 250X) auf das Ruhrgebiet bereits ein sehr großer und entscheidend lebenswichtiger Teil der Bundesrepublik — und nach Abwurf von ca. 25 derartigen 5-Megatonnen-Bomben auf das Gebiet der Bundesrepublik diese in nahezu vollem Umfang aus den weiteren Ereignissen ausscheiden würde. (Man spricht allgemein von der Hiroshima-Bombe, die eine Sprengwirkung von 25 000 Tonnen Trinitrolool [TNT] hatte, und bezeichnet diese in der Fachwelt mit 1X. Die Redaktion.)

25 5-Megatonnen-Bomben wären i. ü. ungefähr der vermutete Gesamtbestand der USA bzw. der SU an großen H-Bomben.

Ein derartiger Angriff mit H-Waffen im Megatonnenbereich würde für die Menschen in der Bundesrepublik eine ausweglose Situation schaffen und die Planung für diesen schlimmsten Fall zu derartig großräumigen und einschneidenden Maßnahmen zwingen, die alles menschliche und wirtschaftliche Leben zum Erliegen brächten.

Maßnahmen des Schutzes und der Hilfe, die auf diesen schlimmsten Fall abgestimmt sind, scheinen also allein aus diesen Überlegungen heraus aussichtslos; sie sind nicht aktuell. Die Vorbereitungen müssen vielmehr schwerpunktmäßig für den wahrscheinlichsten Fall getroffen werden. Sie werden sich dann voraussichtlich auch im Rahmen unserer wirtschaftlichen Möglichkeiten und ökonomischen Kapazität halten. Wie wird aber dieser wahrscheinlichste Fall aussehen?

Nachdem Georg W. Feuchter bereits die Frage der Gefährdung zweier möglicher Gegner — der USA und der UdSSR — durch Atombomben von der strategischen Seite her beleuchtet hat, sei hier nun einmal nach den vorstehenden grundsätzlichen Überlegungen der Versuch unternommen, nüchtern und real zu untersuchen, inwieweit wir in der Bundesrepublik bei einer weltweiten kriegerischen Auseinandersetzung mit einem Einsatz atomarer Waffen in unserem Lebensbereich zu rechnen haben.

selbst unter sorgfältiger Abwägung aller mitbestimmenden militärischen, wirtschaftlichen, politischen und psychologischen Faktoren nur einen gewissen Wahrscheinlichkeitswert zu geben; an diese Aufgabe muß man sich aber trotzdem einmal heranwagen, um die Lage, vor der wir stehen, klar, und die Konzeption, die daraus entstehen muß, einigermaßen verständlich und real zu machen.

Einer derartigen Prognose muß vorausgehen eine Überprüfung, inwieweit es richtig wäre, zwar nach USA-Vorbild, jedoch in einer — verglichen mit den USA — vollkommen anderen strategischen Lage und in einer einmaligen, ganz speziellen taktischen Situation, in der sich die Bundesrepublik befindet, alle Planungen ohne Berücksichtigung des Grades der Gefährdung der einzelnen Zielobjekte aus grundsätzlichen Erwägungen heraus auf Angriffe mit schweren thermonuklearen strategischen Waffen, also auf den schlimmsten Fall, abzustellen.

Bei diesen Erwägungen müssen wir uns als erstes darüber klar sein, daß unsere Bundesrepublik, obwohl sie uns sehr wichtig erscheint und obgleich sie in unserem Denken aus naheliegenden, ja selbstverständlichen Gründen an erster Stelle steht, in einer weltweiten globalen Auseinandersetzung doch nur ein weniger bedeutendes, kleines und keinesfalls entscheidendes Objekt sein würde, wenn auch ohne dessen mitwirkende Existenz weder die westliche Welt in Europa bestehen bleiben kann, noch der Osten eine angestrebte Bastion im Westen zu halten vermag.

Waffen und Mittel des modernen Atomkrieges

Zweitens müssen wir uns ein Bild davon verschaffen, was alles an atomaren Waffen zur Verfügung steht. Sogenannte taktische Atomwaffen mit Energieäquivalenten von ca. $\frac{1}{20}$ bis zum 2,5fachen, ja vielleicht bis zum 5fachen der X-Bombe — also A-Bomben von 1 bis 50 und eventuell bis 100 Kilotonnen — sind nach allgemeiner Ansicht beiderseits in größerer Zahl vorhanden, so daß auch bei lokalen, begrenzten Auseinandersetzungen mit ihnen zu

rechnen ist, und zwar als: Atomgranaten bis herunter zu $\frac{1}{20}$ X, die aus Atomgeschützen verschossen werden, Atombomben bis zu 5 X zum Abwurf aus Jagdbombern, leichten, mittleren und schweren Bombern und Atomsprenge-ladungen um 1 X herum für Raketen und unbemannte Bomber.

Demgegenüber wird die Zahl der verfügbaren größeren, nach dem allgemeinen Sprachgebrauch „strategischen“ Waffen — das sind H-Waffen in der Größenordnung zu 1 bis etwa 5 Megatonnen, also mit Energieäquivalenten von etwa 1 Million bis zu 5 Millionen t

Strategische Ziele: Zentren der Waffenherstellung und der kriegswichtigen Industrie

Der bekannte englische Militärluftfahrtexperte, Wing Commander Norman Macmillan, schätzt z. B. die Zahl derjenigen Ziele, die den Einsatz von großen Megatonnen-H-Bomben lohnen, in Rußland und in den USA auf je ca. 20 und in Großbritannien auf ca. 6 sowie die Zahl der Ziele, die einen Angriff mit ca. 20-Kilotonnen A-Bomben rechtfertigen, auf zusätzlich keinesfalls mehr als je 50 bis max. 100 sowohl in der SU als auch in den USA.

Diese letzten Feststellungen lassen bereits vermuten, daß nach menschlichem Ermessen beim Vorliegen einer klaren Konzeption bei den Großen der kriegführenden Parteien Ziele, die den Einsatz von strategischen Megatonnen-

TNT (50—250 X) infolge der großen Menge an erforderlichen Kernenergiematerial, des umfangreichen materiellen Aufwandes für Aufbereitung und Fertigung, des unerhört hohen finanziellen Kapitaleinsatzes und der zur Fertigung benötigten Zeit auf beiden Seiten als verhältnismäßig klein angenommen (ca. 0,1% der Bestände an A-Waffen), so daß diese strategischen atomaren Waffen nur gegen Ziele zum Einsatz kommen werden, deren Vernichtung größte kriegsentscheidende Rückwirkungen auf Kriegsverlauf und Kriegsausgang haben wird.

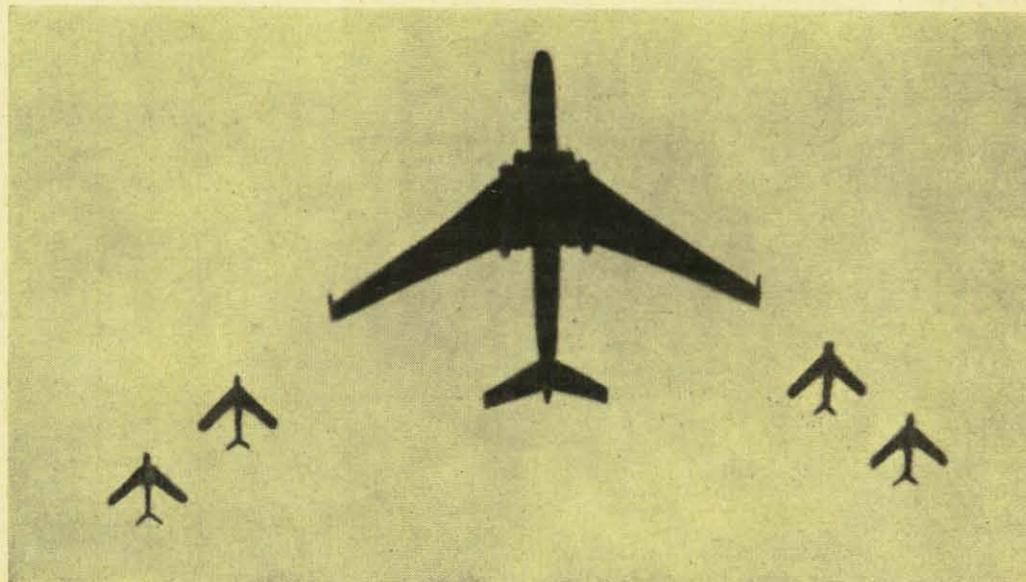
H-Waffen erzwingen, im territorialen Bereich der Bundesrepublik nicht vorhanden sind.

Als derartige Ziele werden neuerdings, nach dem Fiasko mit der sogenannten „strategischen“ Bombardierung deutscher Städte im zweiten Weltkrieg angesehen: in erster Linie Luftwaffen- und Raketenbasen einschließlich atomarer Basen sowie die Hauptquartiere der militärischen Führung; danach Versorgungsbasen, das Verkehrsnetz, die Stätten der Betriebstofferzeugung, die Engpässe des Kriegspotentials und des Kriegsmaterials und schließlich unter gewissen Voraussetzungen die Zentren der gesamtstaatlichen und der zivilen regionalen Führung.

Die Bundesrepublik: Kein lohnendes Objekt für thermonukleare Waffen

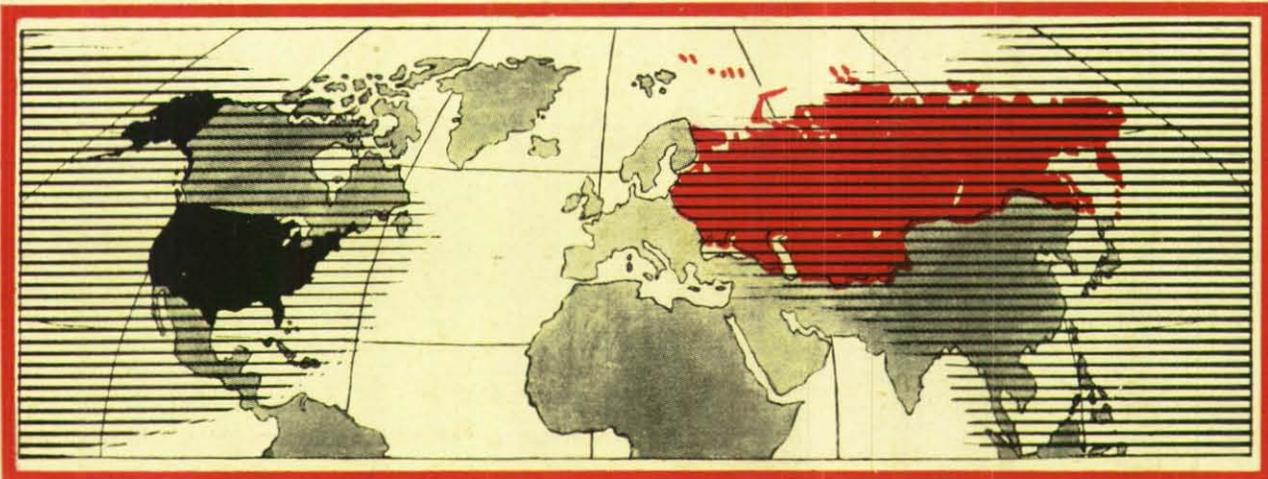
Nun sind zwar derartige Basen und Objekte teilweise in großer Zahl auch in der Bundesrepublik vorhanden, jedoch sind diese militärischen Basen z. Z. ausnahmslos rein taktischer Art, und das Potential der anderen westdeutschen Objekte ist weder entscheidend für den Westen, noch könnte dieses Potential in sowjetischer Hand das Durchhaltevermögen des Ostens grundlegend beeinflussen, zumal es in seiner derzeitigen Struktur mehr ein friedenswirtschaftliches Potential ist, dessen wehrwirtschaftliche Nutzung nicht ohne weiteres gegeben ist. Zudem ist

es einerseits, gemessen an der Gesamtgröße des dem Westen zur Verfügung stehenden Potentials, verhältnismäßig gering und wäre es andererseits — in den sowjetischen Machtbereich eingliedert —, in Anbetracht der Schwierigkeiten und der Fragwürdigkeit eines durch den Osten erzwungenen Arbeitseinsatzes bzw. einer erzwungenen Produktion, nur sehr bedingt zu bewerten. Abgesehen davon aber, kann infolge der gefährdeten Lage nahe der vermutlichen Fronten, in der dieses westdeutsche Industriepotential liegt, sich weder der Westen jetzt darauf stützen,



Sowjetische Langstreckenbomber des Typs Bison stellen im Falle eines Atomkrieges eine ernste Bedrohung für die westliche Welt dar. Der vierstrahlige Bomber ist das russische Gegenstück zur amerikanischen B-52. Die im Verband mitfliegenden Jäger MiG-17 Fresko dienen im Ernstfalle als Jagdschutz und erreichen hohe Überschallgeschwindigkeiten

Fortsetzung von Seite 5: Keine strategischen Atombomben auf Deutschland?



Die tödlichen Zonen in einem künftigen Atomkrieg liegen nach der Ansicht von Klaus Uebe weit entfernt von Deutschland. Die beiden großen Gegner, Rußland und die USA werden sich hüten, strategische Atombomben über uns zur Detonation zu bringen: Die USA wollen kein zerstörtes Europa und die Sowjetunion wird im Falle eines Abwurfs einer H-Bombe durch radioaktive Wolken, die durch die West-Ost-Windströmung nach Osten getrieben werden, selbst strahlenverseucht werden. Hohe Gefährdung besteht für die Bundesrepublik bei Abwurf taktischer Atombomben, deren Detonations- und Strahlenwirkung nicht so groß ist. Schutz und Sicherheit gegen diese Bomben ist möglich und in vielen Versuchen auf dem Atombomben-Versuchsgelände in Nevada unter Beweis gestellt worden.

noch würde sich der Osten bei einem Vorstoß tief in den Westen hinein, darauf basieren können. Im übrigen aber würde dem Westen ein um die westdeutsche Industrie verringertes Potential für seinen dann um nahezu ganz Westeuropa verkleinerten Lebens- und Wirkungsraum vollumfänglich ausreichen und würde der Osten im Falle einer Aus-

dehnung seines Machtbereiches nach Westen das industrielle Potential der Bundesrepublik zur Anhebung und Angleichung des Lebensstandards seiner Völker an den Westen brauchen.

Dazu hofft ja der Westen schließlich, dieses Gebiet, sollte er es einmal aufgeben müssen, wieder in Besitz nehmen und nutzen zu können.

hiernach sind weitere strategische Ziele die westeuropäischen Atlantikhäfen, nicht aber etwa Übergangsstellen des Rheines, da ein Strom in der Größe des Rheines und selbst der Kanal heute im Zeitalter des Flugzeuges und des Lufttransportes keine strategischen Hindernisse mehr sind.

Und auf der anderen Seite sind derartige strategische Ziele die Basen des russischer-Küstenbereich, in Ostsibirien im Eismeer-Küstenbereich, in Ostasien und im südkaukasischen Bezirk, Abschlußbasen sowjetischer Langstrecken-Raketen, Orkanzentren, sowie andere als Engpaß erkannte Wehrwirtschaftsziele und auch das Verwaltungs-, Verkehrs- und Wirtschaftszentrum Moskau.

Es ist also festzustellen, daß zwar nicht im Vertrauen auf menschliche Einsicht und menschliches Verantwortungsbewußtsein, sondern aus zwingenden militärischen Notwendigkeiten und aus Gründen der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit die verhältnismäßig wenigen vorhandenen großen H-Waffen nicht auf „Mäuse“ geworfen, sondern nur auf wirklich kriegsentscheidende strategische Ziele zum Einsatz kommen werden, die nicht im Gebiet der Bundesrepublik zu suchen sind.

Atombomben-Abwürfe erweisen sich als Bumerang

Operativ gesehen aber würde ein Abwurf von Wasserstoff-Waffen in seiner Auswirkung die strategische und taktische Handlungs- und Bewegungsmöglichkeit beider Seiten zugleich in dem schmalen westdeutschen Raum derart stark einschränken, daß er schon aus diesem Grunde sich verbietet, und es besteht vor allem für den Osten die Gefahr, daß ein Einsatz strategischer, atomarer Waffen, deren Feuerball die Erde berührt bzw. die auf der Erde oder in der Erde zur Explosion kommen, bei den meist vorherrschenden Westwinden in Europa das eigene östliche Gebiet durch radioaktive Niederschläge schwer in Mitleidenschaft ziehen würde; damit würde für beide Parteien jede Operations- und Bewegungsmöglichkeit stark eingeengt, wenn nicht gar für lange Zeit vollkommen gelähmt werden.

Was aber die Zentren der gesamtstaatlichen Führung der regionalen westdeutschen Führung anbelangt, so darf deren Funktion in dem kleinen, schmalen Nahraum zwischen den beiden möglichen Hauptgegnern in ihrer Bedeutung für eine weltweite Kriegsentcheidung nicht überschätzt werden. Ihr Ausfall würde zwar für die Bevölkerung vorübergehend manche Schwierigkeiten bringen, ihre Funktion würde aber schnell durch Ersatzkräfte oder eine Militärverwaltung übernommen werden, abgesehen davon, daß eine zivile staatliche Führung in dem Fall, in dem die Bundesrepublik Operationsraum wäre, sowieso in ihrer Tätigkeit stark eingeengt und in abseits gelegenen Ausweichgebieten untergebracht sein würde.

Ein irgendwie geartetes Interesse daran, das Potential der Bundesrepublik durch strategisches Wasserstoff-Waffen-Bombardements restlos zu vernichten, besteht also auf keiner Seite, ganz abgesehen davon, daß — wie ausgeführt — allein die Zahl der zur Verfügung stehenden strategischen atomaren Waffen einen Einsatz gegen diese Ziele in der Bundesrepublik verbietet.

Vielmehr werden im Kriegsfall die strategischen Luftwaffen der beiden

Hauptmächte als erstes versuchen müssen, den jeweiligen Gegner in den militärischen und wirtschaftlichen Schwerpunkten seines strategischen Stützpunktsystems und vor allem seines eigenen Landes schwer zu treffen und ihn so schnell und so wirksam wie möglich auszuschalten.

Mit Abstand in erster Linie sind daher in diesem Falle Ziele für H-Waffen auf der einen Seite die strategischen Luftwaffenbasen, Raketenbasen und atomaren Waffenlager in England als dem Flugzeugträger der NATO, auf der liberischen Halbinsel, in Marokko, in Libyen und in der Türkei und insbesondere in den USA — dort zusätzlich das Wehrwirtschaftspotential. Erst

Hohe Gefährdung durch taktische Atom-Waffen

Anders sieht es mit dem Einsatz taktischer Atomwaffen aus, deren Wirkung und deren Schadensgebiete immerhin begrenzt sind, die keine langwährende Nachwirkung haben, sofern sie nicht auf dem Boden zur Explosion kommen und sofern deren Feuerball den Boden nicht berührt. — Damit würde es radioaktive Niederschläge geringeren Umfanges geben, die Gesamtwirkung aber würde stark herabgemindert — und die dennoch den beabsichtigten taktischen Zweck vollumfänglich sicher erreichen.

Ihr Einsatz in großer Zahl ist daher selbst bei lokalen, begrenzten Auseinandersetzungen anzunehmen. Ihre Verwendung deckt sich im übrigen mit der im Westen verfolgten Politik der „graduellen Abschreckung“, d. h. mit einem Verfahren, nach dem durch jeweiligen Einsatz der kleinsten Atomwaffen auf kleinstem Gebiet und nur gegen eine möglichst kleine Anzahl von Zielen — also mit einem Minimum an Waffen und an Zielobjekten — gerade noch der angestrebte Erfolg erzielt wird.

Als Ziele für taktische Atomwaffen, mögen sie nun vom Osten oder Westen

eingesetzt werden, kommen in erster Linie in Frage:

Die Führungs-, Einsatz- und Versorgungsbasen der taktischen Luftwaffe und der taktischen Raketenwaffe, Schwerpunkte des Angriffs bzw. der Verteidigung und die hier führenden Stäbe, Truppenmassierungen auf dem Gefechtsfeld und im rückwärtigen Gebiet, Verkehrsknotenpunkte, Engpaß — Industrie zum Zwecke der zeitweisen Lähmung.

Im großen ganzen bedeuten Angriffe auf diese möglichen Ziele also eine Konzentrierung des Einsatzes taktischer atomarer Waffen auf das Kampfgebiet. Da dieses Kampfgebiet und die außerhalb dieses Kampfgebietes liegenden Objekte aber im angenommenen Fall im westdeutschen Territorium liegen, ist damit eine Gefährdung der westdeutschen Bevölkerung nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich und zwar auch und sogar zum großen Teil — entsprechend der Struktur und örtlichen Lage der Mehrzahl der Ziele — vornehmlich eine Gefährdung der Bevölkerung auf dem flachen Lande und in weniger dicht besiedelten Gegenden.

Gefahren des doktrinären Wettrüstens

Was erfordert das nun in der Praxis? Als erstes gilt es, die gar zu gern gehegte Hoffnung zu zerstören, die die sehr zweifelhafte Abschreckungstheorie durch die Behauptung geweckt hat, durch das beiderseitige Wissen von dem Vorhandensein atomarer Waffen komme es nicht zu deren Einsatz, da jeder der Gegner wisse, daß, sofern er diese Waffen — selbst überraschend — verwendet, die Vergeltung, der Gegenschlag sofort erfolgen würde. Es wäre also nicht Sieger, wer zuerst „Matt“ setzt, sondern — um bei der Kunst des Schachs zu bleiben — mit der Existenz dieser Waffen, sowohl auf der einen als auch auf der anderen Seite, würde die Partie, die bislang Zug um Zug wechselte, nunmehr „Pat“ stehen, da es demjenigen, der gerne ziehen möchte, unmöglich sein würde, dies zu tun, wolle er nicht die Gefahr herausfordern, selbst geschlagen zu werden.

Diese Abschreckungstheorie ist in ihrem Umfang unbewiesen und sicherlich nicht in jeder Lage zutreffend; sie verführt vielmehr dazu, in theoretischen Erwägungen des Schutzes und der Hilfstekenzubehalten und wirklich praktische Maßnahmen immer wieder hinausschieben.

Notwendigkeit der Unterstützung ziviler Selbstschutzplanungen

Es trifft im übrigen nicht zu, daß diese Theorie — wie vielfach behauptet wird — bereits ihre Bestätigung anlässlich des Ägypten-Konfliktes und der Ungarnkrise gefunden habe. Hans Zehrer, der bekannte Hauptschriftleiter der Zeitung „Die Welt“, irrt offensichtlich, als er damals in einem Leitartikel schrieb:

„Die USA und SU, die die Lage in Suez und Ungarn hätten ändern können, wissen genau, daß sie ihre Macht nur beschränkt einsetzen können, denn sie neutralisieren sich gegenseitig durch die großen atomaren Bomben.“

Wir wissen heute, daß insbesondere die damaligen Erwägungen und Entschlüsse der USA, die eine Lokalisierung der Konflikte bewirkten und deren Ausweitung verhinderten, ganz anderer Art waren!

Als zweites heißt das, den Mut zu haben, gegen die weit verbreitete atomare Psychozukämpfung, die in einer wahren Psychose unterschiedslos Wirkung und Erfolg aller Schutz- und Hilfsmaßnahmen verneint und durch diesen Kampf unsere Bevölkerung von der lähmenden Furcht vor einem Krieg mit Massenvernichtungsmitteln, wie großen Wasserstoff-Waffen, zu befreien. Das wird vor allem erreicht durch eine wirklichkeitsnahe Aufklärung der Bevölkerung ohne jede sensationslüsterne Übertreibung, aber auch ohne jegliche Bagatellisierung der uns bedrohenden Gefahren.

Trennung nach Dringlichkeit u. Wahrscheinlichkeit

Als drittes heißt das, den schweren Entschluß fassen und die Verantwortung dafür übernehmen, in der Konzeption unsere Planungen zum Schutz der Bevölkerung nicht auf Sicherheit in nahezu jeder Lage abzustellen, auf den schlimmstdenkbaren, sondern auf den wahrscheinlichsten Fall auszurichten und konsequent alle die Maßnahmen zu ergreifen, die als vorbeugender Schutz sowie als Schutz und Hilfe gegen eine Kriegführung mit taktischen Atomwaffen und mit konventionellen Waffen —

Nüchterne Betrachtungen ebnen den Weg zu konkreten Luftschutzmaßnahmen

auch im Massenabwurf im Teppichverfahren — erforderlich sind, und die zugleich auch notwendigste Vorsichtsmaßnahmen gegen eine eventuell entbrennende widersinnige Kriegführung mit strategischen atomaren Waffen darstellen.

Im speziellen macht das u. a. eine Festlegung der Schwerpunkträume erforderlich, in denen schnellstens ein den obigen Erwägungen entsprechender ausreichender Schutz, während in allen anderen Gebieten mit ganzem Nachdruck ein Minimal-Schutz, notfalls sogar in ausgesprochener Behelfsbauweise zu schaffen ist. Damit kommen wir auch dem finanziell und bauwirtschaftlich Tragbaren näher!

Das bedeutet insbesondere eine Modifizierung der nach dem 1. Gesetz über Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung vorgesehenen Schutzbauplanung für Neubauten und der anderen baulichen Luftschutzmaßnahmen, die einen sehr viel weitergehenden Schutz darstellen, in dem beabsichtigten besonderen, bis zum 1. 1. 1959 herausgebenden Gesetz, durch welches § 22 Absatz 1, Nr. 2 und Absatz 2 des 1. Gesetzes in Kraft treten.

Der Bau derartiger Schutzbauten und die Erstellung der anderen baulichen Luftschutzmaßnahmen dauert im übrigen — bis sie in nennenswerter Größenordnung stehen — selbst dann, wenn die erforderlichen großen Mengen an Zement und vor allem an Stahl zur Verfügung stehen sollten, mehr als ein Jahrzehnt! Wie aber dann die Welt aussieht, kann heute noch niemand

ahnen! Für uns heute Lebenden ist allein interessant, daß sehr schnell der allernotwendigste Schutz gegen die wahrscheinlichsten Gegenwartsgefahren erstellt wird!

Wir sollten daher auch hier für nicht gar zu lange Zeit planen, wie wir es so gerne tun, sondern einem gehörigen Teil an Verantwortung, Überlegungen und Arbeit der Generation nach uns überlassen, die sich sowieso nicht an solche langfristigen, in ihre Zeit reichenden Planungen gebunden fühlen wird.

Daß, verbunden mit weiteren organisatorischen Maßnahmen auf dem Gebiet der Luftschutz-Selbsthilfe und des öffentlichen Luftschutzes eine wirksame Vorbereitung und Bereitschaft möglich und zweckvoll ist, hat die Vergangenheit, wenn auch unter anderen Bedingungen und in der Abwehr gegen andere, weniger lebensbedrohende, weniger totale Waffen bei allen vorhanden gewesenen Schwächen gezeigt. Spreng-, Splitter- und Minenbomben bis zu 1 Tonne und mehr Tonnen Gewicht mit Sofort-, mit Verzögerungs- oder Zeitzündern, die Flüssigkeitsbrandbomben mit Phosphorzusatz, die Teppich- und Flächenbombardierungen stellten uns auch im zweiten Weltkrieg vor schwere Probleme. Auch gegen Vollertrichter dieser Waffen gab es — relativ betrachtet — keinerlei in jeder Lage und Situation wirksamen Schutz, wenn auch selbstverständlich deren Wirkungsbereiche und Schadenszonen kaum mit denen atomarer Waffen vergleichbar sind. Die im zweiten

Weltkrieg getroffenen Maßnahmen waren aber immerhin so wirksam, daß die Zahl der Luftkriegstoten unter 1% der Zivilbevölkerung blieb.

Es ist also gedanklich und planerisch richtig, sich nicht auf eine Lage einzustellen, die — wie bereits gesagt — zwar für die USA zutreffen mag, die jedoch für die Bundesrepublik unwahrscheinlich ist — dies auch nicht mit dem Gedanken, daß die hier getroffenen Maßnahmen ja zugleich gegen alle anderen potentiell schwächeren Kampfmittel helfen und schützen würden.

Die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigte der Bundeskanzler, der im Bulletin der Bundesregierung vom 21. 8. 1956 eine Verlagerung des Schwergewichts generell auf Atomwaffen für verfehlt hält. Darüber hinaus bezeichnete er es als unrealistisch, bei den Planungen immer gleich das größte Ausmaß eines Krieges vorauszusetzen. Das heißt nun aber keineswegs, nicht mit dem Einsatz von atomaren Waffen zu rechnen, sondern eben — so wie oben ausgeführt — allen Überlegungen das Wahrscheinliche zugrunde zu legen.

Dringlichkeit konkreter Abwehr-Planung mit dem Schwergewicht auf den wahrscheinlichsten Angriffsfall

Das Problem ist mithin dieses: mit klarem Kopf unsere Situation so zu sehen wie sie ist bzw. wahrscheinlich sein wird — ohne Rücksicht auf bestehende, vor Jahren unter anderen Voraussetzungen gemachte Planungen — wendig in Anpassung an neue Waffen, an neue Angriffsverfahren, an neue Tendenzen, neue taktische bzw. strategische Ansichten sowie an jede Änderung der Lage alle realisierbaren Möglichkeiten des Schutzes und der Hilfe, die sich vielfach bieten, zu ergreifen und auszunutzen, um Überleben zu ermöglichen.

Diesen Schutz und diese Hilfe zu bieten ist bereits eine Aufgabe, die den ganzen Ernst der Anstrengungen, die viel materiellen und personellen Ein-

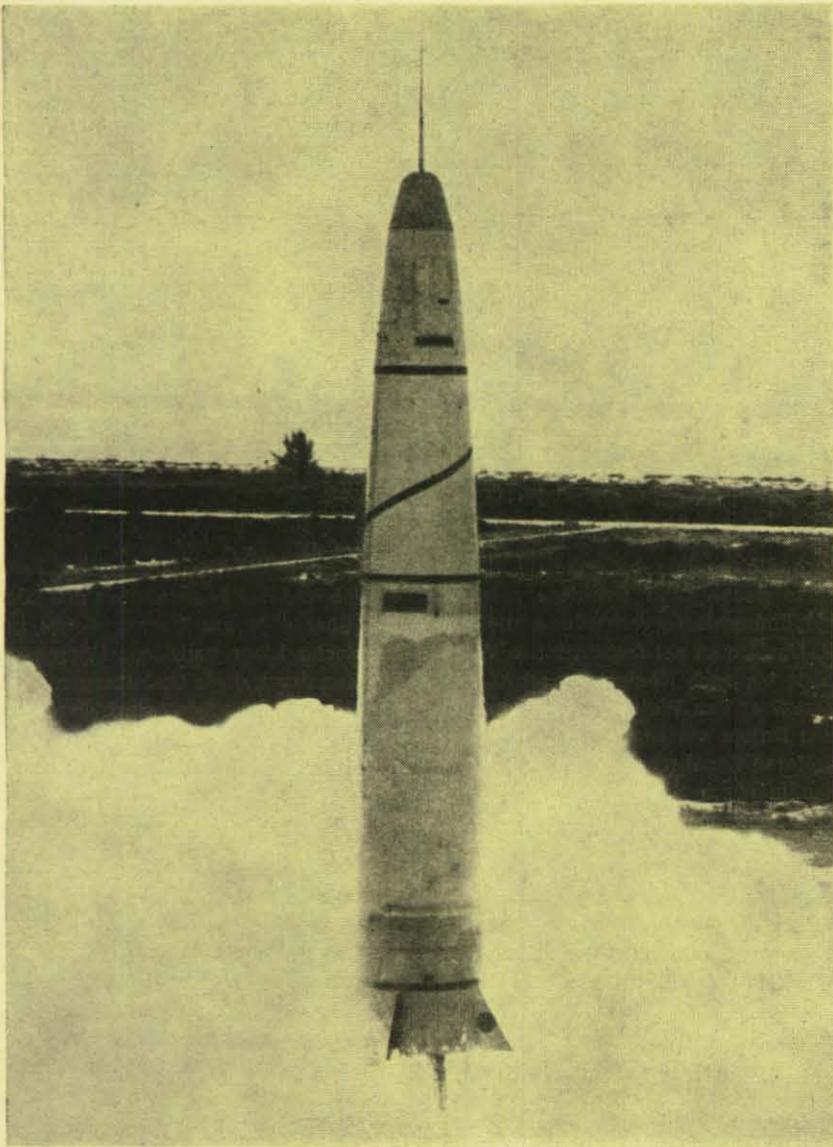
satz erfordert und unsere Kapazität nahezu ausschöpft!

Keinesfalls aber sollten wir uns darauf verlassen, was weise Kirchenführer, Wissenschaftler, Politiker und Militärs sagen — nämlich dies:

Kriege hätten im Zeitalter der Düsenflugzeuge, der Raketen sowie der nuklearen thermonuklearen Waffen ihren Sinn verloren!

Bestimmend ist es nicht, daß auch wir dies erkannt haben und glauben, entscheidend ist vielmehr, ob die beiden einzigen Großmächte, die allein derartige Waffen im großen einzusetzen vermögen, sich gegenseitig die Möglichkeit geben, dieses auch ihr Wissen praktisch umzusetzen und danach zu handeln! Bis dahin aber ist es noch weit.

Klaus Uebe



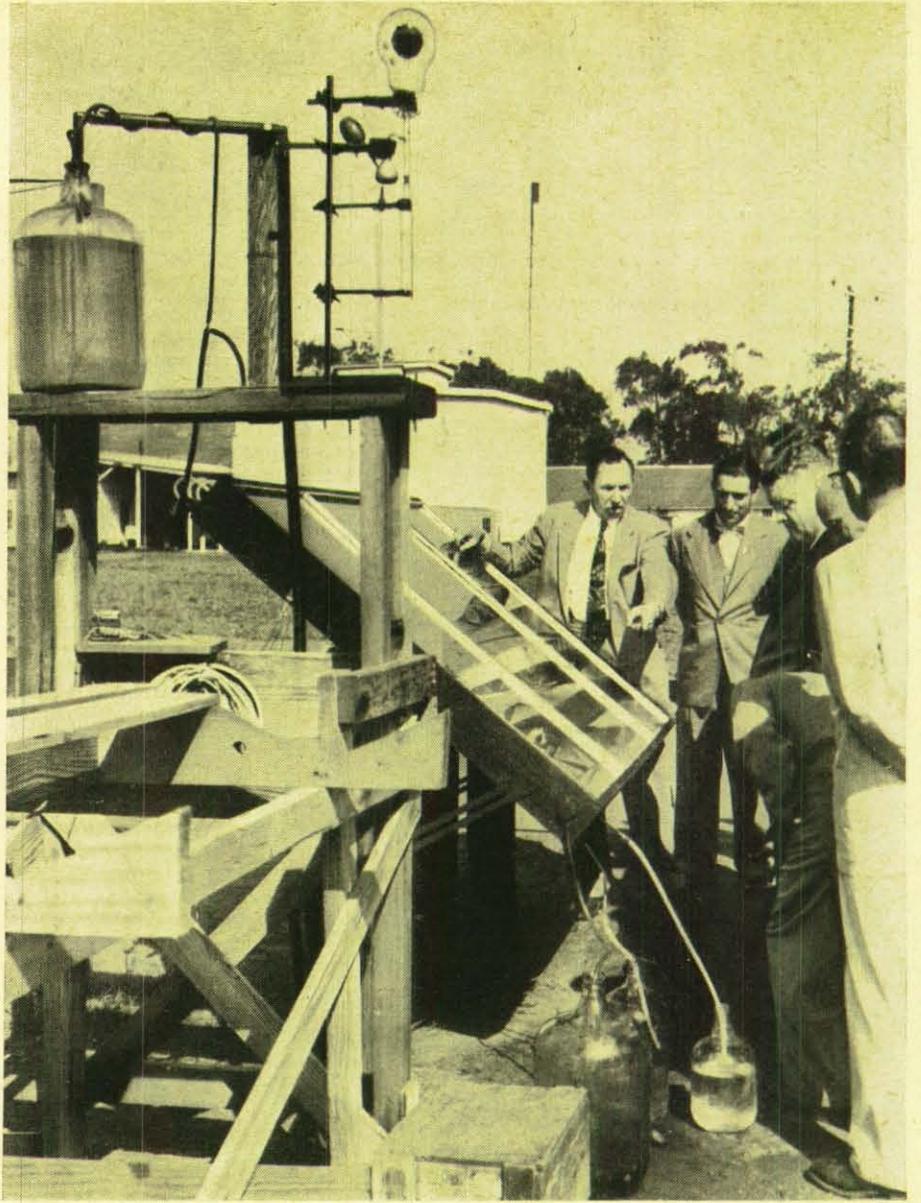
Mittelstrecken-Geschoß Thor bei einem Versuchs-Abschuß von dem amerikanischen Raketenversuchsgelände Cap Canaveral, Florida. Der Raketenofen erzeugt einen Schub von 64 Tonnen, der dem Geschoß eine Reichweite von 2400 km verleiht. Die Thor findet ihr Ziel mittels Trägheitsnavigation. Die Entwicklungskosten für dieses Geschoß betragen schon allein bis Ende des Jahres 1957 284 Millionen DM. Ob sie sich lohnen?



Interkontinentale Reichweite hat die in den USA gebaute Atlas. Das Geschoß stürzt sich über eine Flugstrecke von 9000 km aus 1500 km Höhe mit einer Geschwindigkeit von 24 000 km/h auf sein Ziel. Die Treffgenauigkeit beträgt bei dieser Distanz 9 km. Gegen dieses Geschoß gibt es keine Abwehr. Auch die Sowjets haben mindestens einen solchen Geschoßtyp zur Verfügung und schon mehrere erfolgreiche Starts durchgeführt.



Eines der gewaltigen wasserwirtschaftlichen Projekte, mit denen sich die Großmächte gegenseitig zu überbieten versuchen, ist die Regulierung des Colombia-Flusses im Nordwesten der Vereinigten Staaten. Mit Hilfe einer 170 m hohen Staumauer werden ein Kraftwerk betrieben, ein 240 km langer See gespeist und 400 000 Hektar Land bewässert. Auch andere Staaten versuchen durch ähnliche Projekte Land zu erschließen.



Die Bevölkerung der Erde nimmt ständig zu, der Wasserbedarf von Industrie und Haushaltungen wird bald nicht mehr zu decken sein. Wo sollen neue Wasserquellen herkommen? Prof. Howe von der Universität Californiens hat ein Gerät entwickelt, in dem mit Sonnenkraft aus dem Salzwasser der Ozeane Süßwasser gewonnen werden kann. Dieses Destillations-Verfahren soll bereits in 10 Jahren wirtschaftlich rentabel sein.

Trotz Fernsehgerät, trotz Atomkraft und Raumfahrt:

Ohne Wasser keine Zukunft

**Am
Kreuzweg
der Vernunft**
Letzte Folge

Während die Blicke der Öffentlichkeit auf den Wettlauf der Großmächte um die Eroberung des Weltraums und um das stärkere Rüstungspotential gerichtet sind, wird im Hintergrund eine scharfe Konkurrenz um die Eroberung neuer Lebensräume ausgetragen. Die Bevölkerung der Erde nimmt schnell zu. Millionen Menschen müssen noch immer hungern. Es muß Brot geschaffen werden, neue landwirtschaftliche Anbauflächen müssen den Wüsten abgerungen werden. Ohne Wasser ist kein Wachstum möglich. Deshalb werden in vielen Staaten riesige wasserwirtschaftliche Projekte ausgeführt oder geplant.

275 Ortschaften verschwinden

In Sibirien haben sowjetische Wasserbauexperten mit der Verwirklichung des Angara-Projektes begonnen. An der wasserreichen Angara, einem Nebenfluß des Jenissei soll das größte Wasserkraftwerk der Welt entstehen, das eine Kapazität von 3,2 Milliarden Kilowatt haben wird. In einem 540 000 Hektar großen Stausee werden die Stadt Bratsk, Teile der Städte

Swirsk, Ussolkoje und Sibiskoje und weitere 275 kleinere Ortschaften verschwinden. Man rechnet damit, daß die ersten Bauabschnitte des Projektes bis zum Jahre 1960 beendet sein werden. Auch am Oberlauf des Irtysh soll ein riesiger Stausee entstehen. Er wird 600 Kilometer lang und 25 km breit werden.

So wie die großen Stauseen weite Gebiete bewässern können, so werden

auch die im Bau befindlichen Kanalnetze neues Land fruchtbar machen. Die Binnenwasserverbindung, die von St. Nazaire an der französischen Westküste bis nach Königsberg reicht, soll jetzt über den Weichsel-Bug-Kanal bis zum Dnjepr verlängert werden und in weiteren Bauabschnitten über mehrere Kanäle durch Sibirien und China bis nach Schanghai reichen.

Große Sorge bereitet den Russen das Kaspische Meer. Der Wasserspiegel dieses größten, abflußlosen Binnensees der Erde ist seit 1930 um 2,5 Meter gesunken. An einzelnen Stellen ist das Ufer um 25 km zurückgetreten. Mehrere Häfen sind wasserarme Städte in einer Steppenlandschaft geworden. Jährlich verdunsten 422 Milliarden Kubikmeter, nur 400 Milliarden fließen zu. Der Hauptfluß ist die Wolga. Die Russen erwägen verschiedene, phantastisch anmutende Projekte. Sie wollen entweder die Wytschegda und die Petschora, die über die Düna ins Eismeer

abfließen, in die Wolga oder aber Teile des Ob und des Jenissei über den Ural und über 4000 km hinweg direkt ins Kaspische Meer umleiten. Unterwegs könnten durch diese Umleitungen trockene Landstriche bewässert werden.

Ozeanriesen im Herzen Amerikas

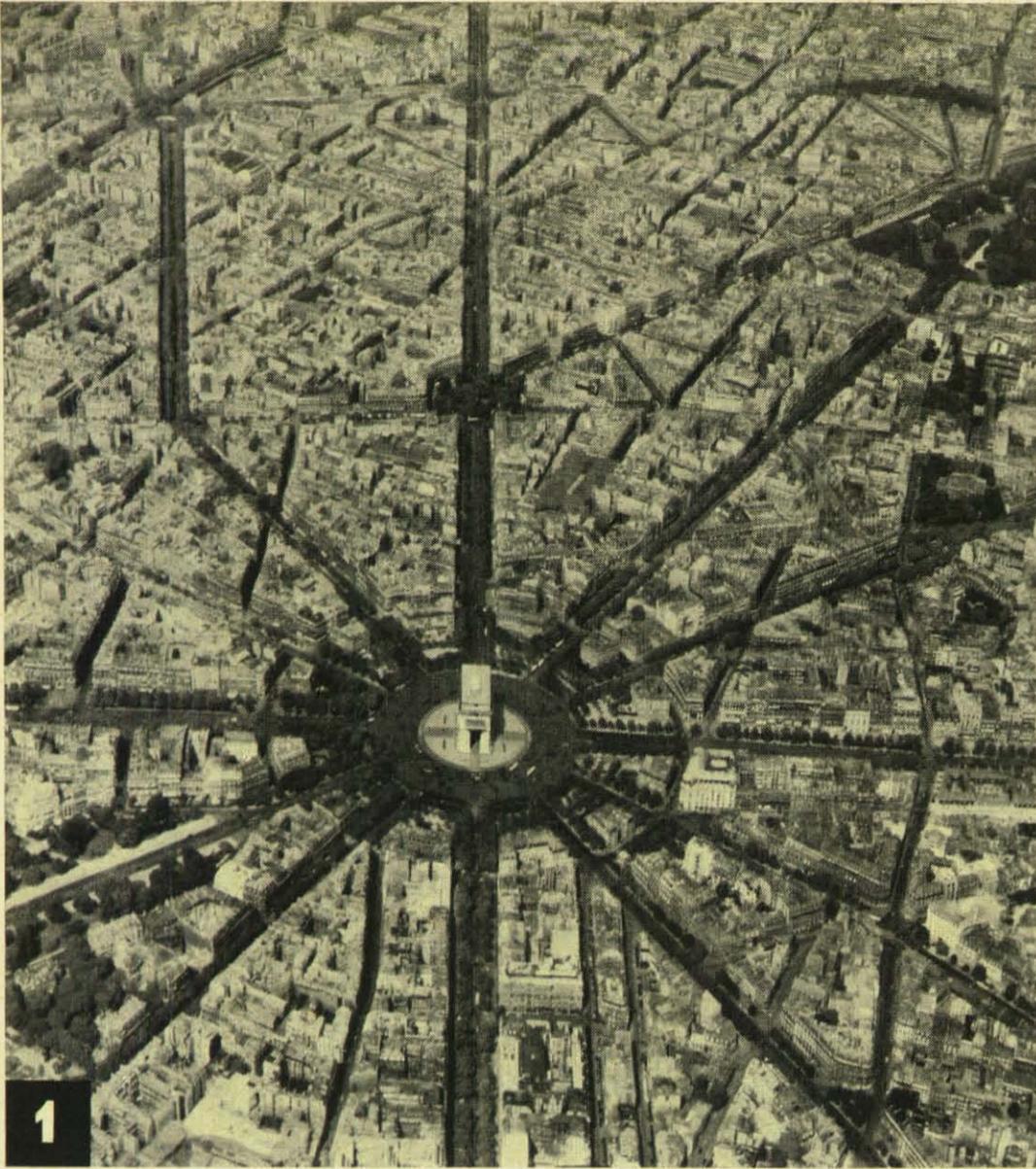
Wie die Russen, so arbeiten auch die Amerikaner an ähnlichen großen Projekten. Der Coloradofluß, der in den Schneefeldern der Rocky Mountains entspringt und seinen Weg durch sieben amerikanische Bundesstaaten nimmt, ergießt riesige Wassermassen in den Golf von Kalifornien. Doch der obere Teil des Flußgebietes ist in weitem Umfang eine halb ausgedörrte Gebirgs- und Wüstengegend. Hier entzieht der Fluß sehr viel mehr Wasser als er zuführt. Der amerikanische Kongreß hat nunmehr die ersten Mittel für einen Plan bewilligt, durch den 53 000

Fortsetzung Seite 21

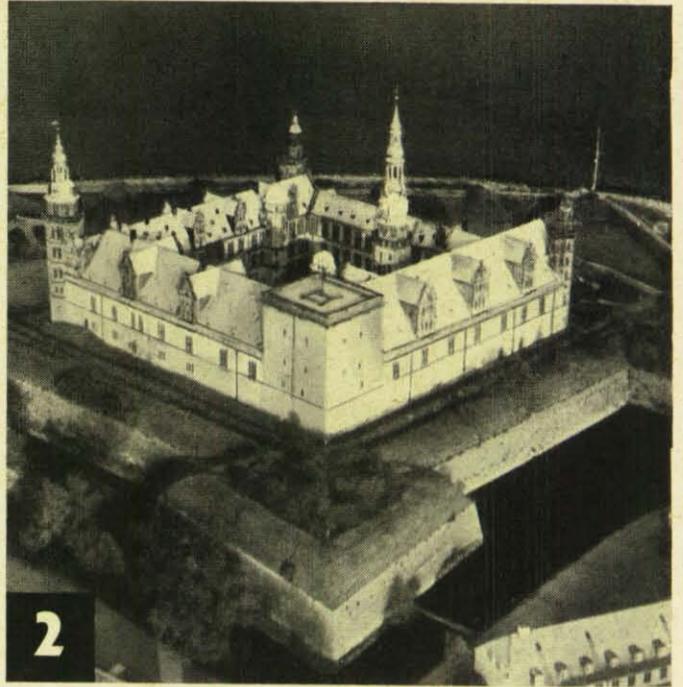
Aus der Vogelschau

ZB-FOTO-QUIZ

Auflösungen auf Seite 16



1



2

1 Zwölf Prachtstraßen münden auf einen runden Platz. Dort gibt es ein Bauwerk, das das „Grabmal des unbekanntes Soldaten“ birgt. Wie heißt es und wo ist es zu finden?

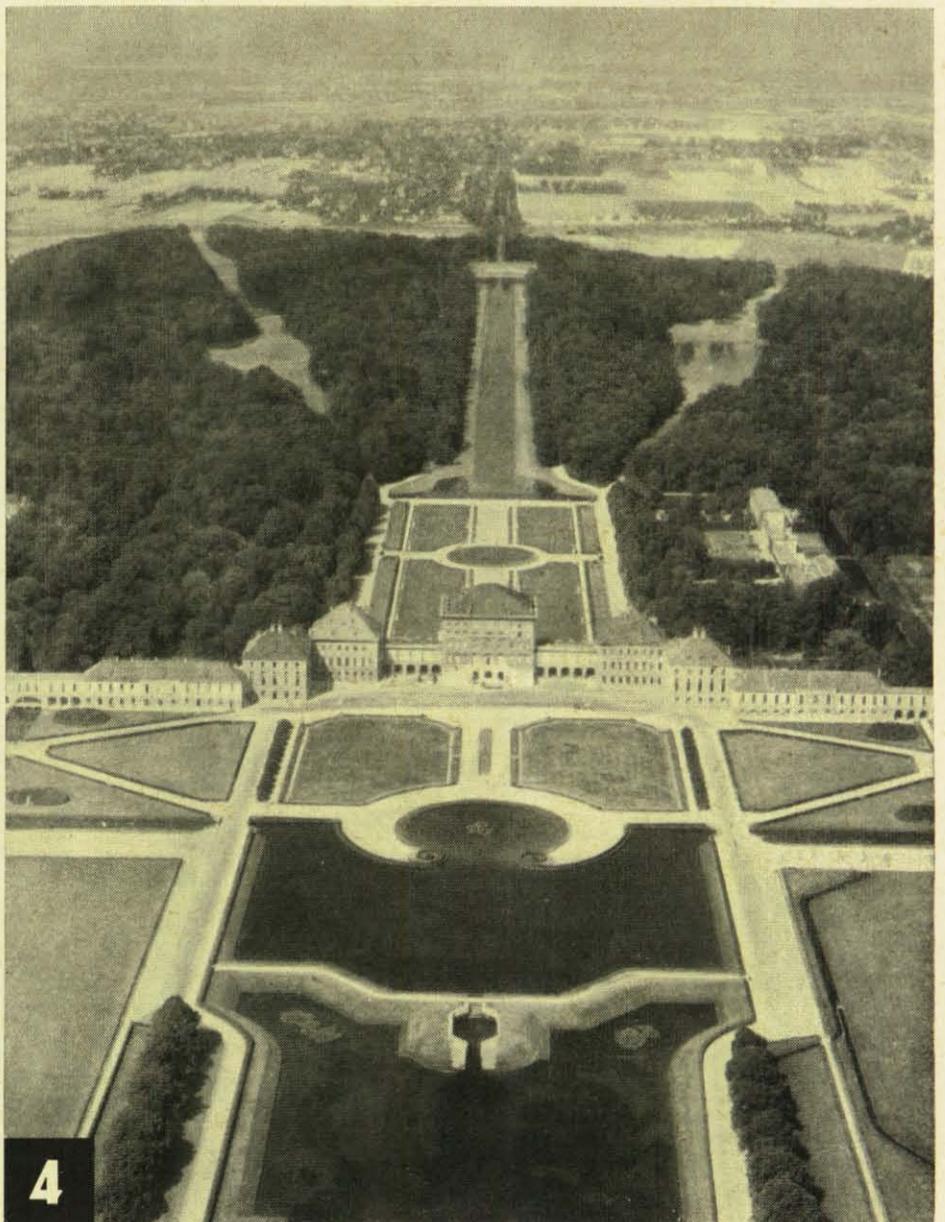
2 Der Sage nach soll Hamlet, Dänemarks unglücklicher Prinz, in diesem alten Schloß gelebt und gelitten haben. Wer kennt den Namen des Schlosses, wo ist es gelegen?

3 Welcher deutsche Chemiekonzern — er wurde 1925 gegründet — erbaute in welcher großen Stadt die Häuserblocks, die im Vordergrund unseres Fotos zu sehen sind?

4 Durch ein Jagdmuseum ist das Barockschloß auf unserem Foto weit über die Grenzen seines Heimatgebiets hinaus bekanntgeworden. Wo liegt es, nenne seinen Namen!



3



4

FRAU UNTER FREMDEN FRAUEN

Mit Wagemut und aufgeschlossenem Herzen durch die weite Welt

Signora! Signora!"

Ich liege auf der Brücke des Frachtdampfers „Valentina Bibolini“ und stehe nur ungerne auf. Etwas Schwüles, Drückendes ist in der Luft.

„Signora! Sehen Sie sich das an!“

Die ganze dienstfreie Mannschaft hat sich an Deck versammelt und blickt auf eine Herde Walfische, die nach Süden schwimmt. Es sind mindestens fünfzehn Riesen, Überbleibsel einer entschwundenen Zeit, so groß, daß ein Elefant daneben wie ein Spielzeug aussehen würde.

„Warum haben sie es gar so eilig, nach Süden zu kommen?“ wunderte sich ein Matrose.

„Ich glaube, auch wir werden bald wissen, warum“, sagt geheimnisvoll der Radiotelegraphist, der „Marconi“, wie die Matrosen ihn nennen.

Einige Sekunden lang schweigen alle, dann löst sich die kleine Gruppe auf. Jeder hat die Anspielung verstanden, aber in meiner Gegenwart wird nicht gerne darüber gesprochen. Denn ich bin ja nur eine Frau, die einzige Frau an Bord, und man will meine Nerven schonen.

Die „Valentina Bibolini“ hat vor zehn Tagen Bahia Blanca in Argentinien verlassen, um zuerst nach Durban in Südafrika, dann nach Indien zu fahren. Es ist auf dieser Strecke den italienischen Frachtdampfern nicht erlaubt, Frauen an Bord zu nehmen. Der Reeder in Genua mußte erst telegraphisch seine Erlaubnis geben, ehe mich der Kommandant — nicht besonders gern — als Passagier mitnahm. Dann kamen noch Schwierigkeiten von argentinischer Seite: der Hafenkommendant von Bahia Blanca wollte mir unter keinen Umständen erlauben, an Bord des Frachters zu gehen, und nur weil ich ein Sondervisum in meinem Paß hatte, das mir unbeschränkte Ein- und Ausreiseerlaubnis zusicherte, durfte ich mich einschiffen.

Jetzt, da das Schiff sich ruhig, sachlich auf den nahenden Sturm vorbereitet, muß ich daran denken, daß viele erfahrene Leute mich an dieser Reise hindern wollten. Vielleicht hatten sie recht; vielleicht gehört eine Frau nicht hierher, auf den kleinen Frachtdampfer, der diese einsamste Strecke des Weltmeeres befährt. In den vergangenen zehn Tagen ist uns kein einziges Schiff begegnet. Sehr klein, sehr verloren ist die „Valentina Bibolini“ in dieser Unendlichkeit, von Abgründen und Wasserwüsten umgeben.

Und nun, seit heute früh, wissen wir

alle, daß Radio und Barometer uns Sturm versprechen.

Noch ist das Meer ganz glatt und blau; noch schweigt der Wind, und schon werden alle gebrechlichen Gegenstände sichergestellt, schon werden die kleinen runden Fenster der Mannschaftskabinen eisern verschlossen. Das Thermometer steigt, es riecht dumpf im Schiff, fast muß ich an einen Sarg denken.

Die beiden Fenster des Eßzimmers sind offen geblieben, und plötzlich bricht eine Riesenwelle durch sie in den Raum. Alle werden naß, nur ich nicht, weil ich verspätet zu Tisch komme. Meine Unpünktlichkeit wird also belohnt, statt bestraft zu werden! Immerhin, meine Füße müssen auch daran glauben, denn der Fußboden ist überschwemmt.

Natürlich wird nicht auf dem gewöhnlichen Tisch gedeckt. Teller und Gläser liegen wohlbehütet in tiefen Öffnungen.

Bald müssen auch diese Fenster geschlossen werden, und ununterbrochen werden die Scheiben von Wellen bespült. Trotzdem essen wir munter weiter; denn seefest bin ich wie ein alter Matrose.

Nach der Mahlzeit ziehe ich mich in meine Kabine zurück. Über das Deck gehen ununterbrochen die Wellen.

„Alles in Ordnung?“ Es ist der Erste Offizier, der auf dem Korridor mit dem Kadetten spricht.

„Das Öl? Ja, freilich.“

Ich bin schon oft und lange auf Schiffen gefahren und weiß, was das bedeutet: das Öl ist für den äußersten Notfall oder für den Fall, daß die Rettungsboote ins Wasser gelassen werden müssen, bestimmt, um den Wellengang für einige Zeit zu beruhigen.

Ich setze mich an meinen Schreibtisch und arbeite an meinem neuen Roman „Gringos“. Ein sechsmonatiger Aufenthalt in Argentinien hat mir den Stoff dazu geliefert. Sessel und Schreibtisch sind am Boden festgeschraubt; ich selbst muß mich an die Schreibmaschine klammern, um nicht vom Stuhl zu fallen.

Um zehn Uhr nachts bittet mich mein Nachbar, der Erste Offizier, höflich um ein wenig Ruhe. Ein Chaos ist um uns entfesselt; aus dem Herzen des Schiffes dringen immer wieder Geräusche von zerbrochenen Gegenständen; der Sturm heult und donnert um uns — aber das leise Klappern meiner Schreibmaschine stört den Ersten Offizier. Es ist das einzige Geräusch in diesem Chaos, das ihn wirklich stört.

Von Frauen und ihren Schicksalen wird hier erzählt. Von Frauen aus allen Staaten und Erdteilen. Marcella d'Arle, unseren Lesern als Autorin unserer Erfolgsserie „Ich war in Mekka“ in guter Erinnerung, sprach mit diesen Frauen. Sie nahm teil an ihrem Leben und schrieb dann darüber für die ZB-Illustrierte nachfolgenden mitreißenden Bericht.

Ich versuche also zu schlafen. Der Steward hat mir das Bett in der unteren Kojе bereitet, damit ich mich nicht verletze, falls ich herunterfallen sollte. Ich schließe die Augen und klammere mich mit den Händen fest an die eiserne Bettwand; und doch ist plötzlich mein Knie wund und blutig. Ich weiß nicht recht, wie es dazu gekommen ist, und schon bin ich auch mit dem Kopf gegen die Wand gestoßen.

Windstärke zehn... Windstärke elf... Windstärke zwölf.

Windstärke zwölf ist Zyklonstärke. Wenn unser Schiff unbeladen wäre, könnten wir bald unser SOS in die Ferne senden. Aber zehntausend Tonnen Getreide, die dazu bestimmt sind, Tausende von Indern vor dem Hungertode zu retten, sind nicht so leicht umzuwerfen. Allerdings ist Getreide eine der gefährlichsten Frachten, die es überhaupt gibt, denn es rollt mit den Wellen und belastet das Schiff einseitig.

Windstärke zwölf... Zyklonstärke... An Schlaf ist nicht mehr zu denken, die ganze Nacht nicht und den folgenden Tag: vierundzwanzig Stunden ohne eine Minute Schlaf. Dann sind es dreißig, dann fünfzig, sechzig... Wenn ich nur arbeiten könnte, aber das Ticken meiner Maschine zerrt an den Nerven meines Nachbarn, und er hat schwersten Dienst hinter sich.

Vier Tage und fünf Nächte dauert der Sturm.

„Ganz tapfer, wie ein Matrose“, sagt die Mannschaft anerkennend. Ich aber fühle mich unsagbar allein. Die anderen verbringen die Nächte und die freien Stunden bei Tag zu zweit oder zu dritt in den Kabinen — ich darf das nicht.

„Sie werden es schwer haben, als einzige Frau zwischen fünfundsiebzig Männern“, hat mir schon in Bahia Blanca der Kommandant gesagt.

Zyklon im Südatlantik. Einhundert-

fünf Stunden ohne Schlaf. In den langen Nächten sehne ich mich immer mehr nach der Gesellschaft einer Frau. Alles wäre dann anders, nicht so hart, nicht so einsam. Und die vielen Frauen, die ich auf meinen Wanderungen durch die Welt kennengelernt und lieb gewonnen habe, kommen jetzt zu mir und leisten mir Gesellschaft. Ich darf die Maschine nicht benutzen; mit dem Bleistift, in fast unleserlicher Schrift, fange ich an, über sie in diesem kleinen blauen Heft zu schreiben...

Ich schreibe für mich, ohne an irgendeinen Leserkreis zu denken, ohne sicher zu sein, daß ich in fünf Minuten noch leben werde. Ich fürchte, daß ich später meine eigene Schrift nicht entziffern kann, so zittrig und entstellt ist sie. Und doch muß ich schreiben, sonst... sonst wird mir das alles zu viel. Sechsdreißig Menschen an Bord der „Valentina“, eingesperrt wie in einem Gefängnis.

Die Zeit, in der ich im Gefängnis saß, lebt wieder auf in mir, und die Frauen, die ich dort kennenlernte, die meine Freundinnen wurden, sind mir wieder ganz nahe.

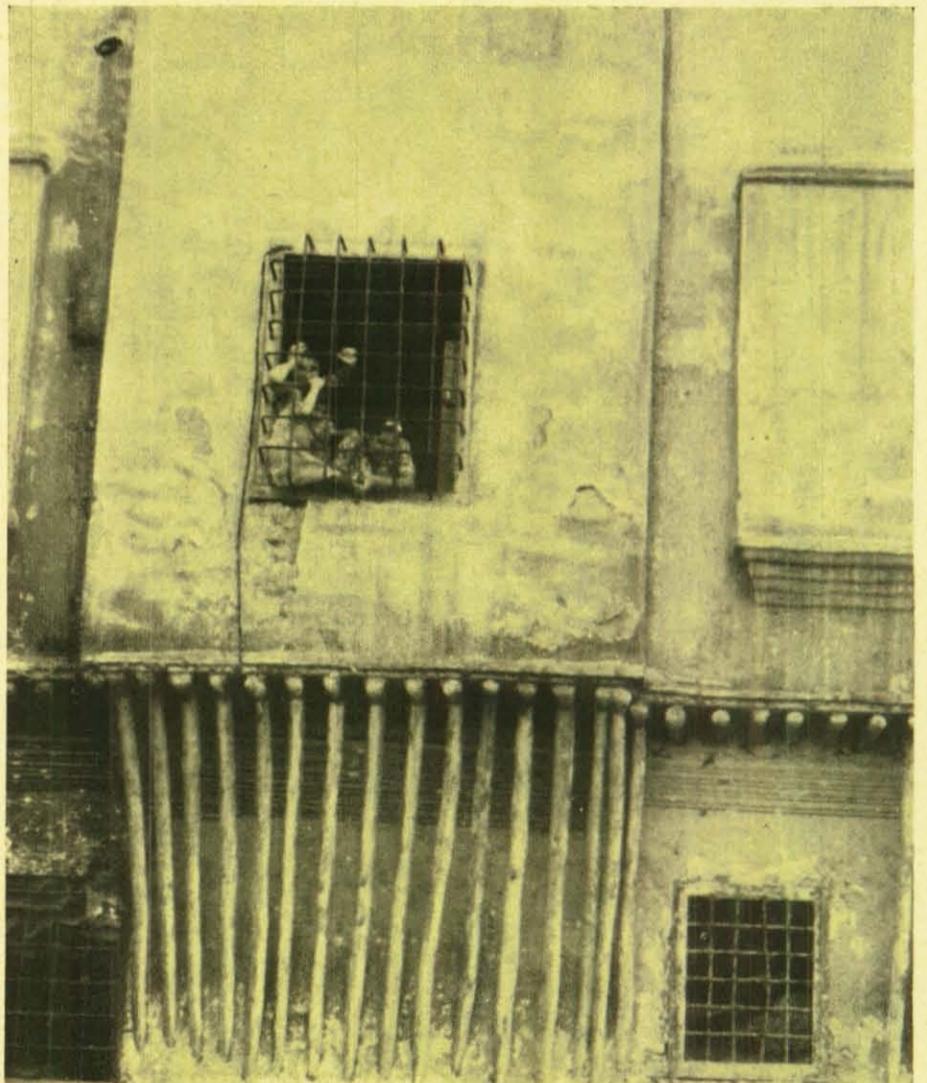
Im Frauengefängnis von Palermo

„Signora!“

Ich liege auf dem Bett mit offenen Augen und doch träume ich: daß ich in Capri bin, wie vor drei Tagen noch. Ich wohnte damals in Sopramonte, und aus meinem Fenster, das eine ganze Wand durchbrach, konnte ich die Faraglioni sehen, dunkel, fast schwarz, im saphirblauen Meer.

„Signora! Dorme?“

Nein, ich träume nur; man kann von Capri auch mit offenen Augen träumen. Ich setze mich auf das Bett und blicke versonnen um mich. Das Fenster vor mir ist mit Eisengittern verschlossen, außerdem mit schweren dunkelgrünen



Mit Eisengittern verschlossen sind die Fenster des Frauengefängnisses in Palermo, in das Marcella d'Arle auf Grund eines Fehlgriiffs und Versehens der Polizei hineingerät.

Jalousien, so daß wir nichts vom Himmel wissen und nichts von der Sonne.

„Signora, wollen Sie nicht an die Luft gehen? Die Glocke hat schon geläutet, und die Wärterin sperrt die Türe zu, wenn wir uns nicht beeilen.“

„Ich komme, Michelina, danke.“

Michelina ist die Witwe des großen Banditen L'Abbruzzo, des Schreckens von Partenico, der, härter und grausamer als Giuliano, mit diesem angeblich in Fehde stand. Michelina und ich schlafen allein im Krankensaal, und sie macht mich langsam mit der Hausordnung vertraut. Denn ich bin erst seit gestern hier im Frauengefängnis von Palermo.

Wir durchqueren einen kurzen Korridor, an dessen Ende die Wärterin mit dem dicken Schlüsselbund auf uns wartet, um das Gittertor hinter uns wieder zuzusperren. Aus dem gegenüberliegenden Raum mit den vielen eng nebeneinanderstehenden Betten kommen mehrere Frauen auf uns zu, Bäuerinnen mit dunkler Schürze und schwarzem Kopftuch, junge Mädchen in geblumten Kleidern, Matronen mit grellgefärbten Haaren und tief ausgeschnittenen Schlafrocken, ein buntes, lebendiges Durcheinander, aus dem viele Stimmen erklingen, manche grob, manche zart, die eine ganz jung, die andere schon brüchig.

Auch eine Kinderstimme höre ich, die des dreijährigen Peppuccio Sciorino, des Neffen des Banditen Giuliano. Das Kind schmiegt sich an seine Mutter, Marianna Giuliano, die schöne Mariannina, wie sie die Zeitungen nannten, als sie noch frei in Montelepre lebte, im zweiten Hause des Dorfes neben dem des Bruders. Jetzt ist Giuliano tot, und Mariannina nach einundzwanzig Monaten Gefängnis nicht mehr schön. Ihr Gesicht ist fahl, mit geröteten, schwarz umrahmten Augen; ihre Gestalt ist schwerfällig und müde geworden, ihre Zähne haben den Glanz verloren.

Das Kind gibt mir eine warme kleine Hand. Mariannina lächelt mir zu; sie ist die Tapferste im Gefängnis, niemand hat sie je weinen gesehen.

Hinter ihr geht die Freundin des Banditen Cucinella, die mit ihm in einem Lärmchaos von Handgranaten und Revolverschüssen verhaftet wurde. Cucinella war jahrelang Giulianos rechte Hand; und doch, als er im Gefängnis von seinem Tod erfuhr, sagte er lächelnd: „Ich pfeife darauf“, und zündete sich mit ruhigen Händen eine Zigarette an. Ein harter Bursche mit kalten Augen und schmalen Lippen; aber das Mädchen zeigt mir jetzt seinen letzten Brief, und er schreibt ihr in kindlicher, doch gequälter Schrift:

„Mein Allerliebstes, amore mio, immer wieder muß ich an Dich denken und daß es meine Schuld ist, wenn Du im Gefängnis bist. Ich bete zu Gott Tag und Nacht, daß Du bald freikomst, und doch werde ich an jenem Tag sterben, aus Eifersucht und Angst, Dich zu verlieren...“

Sie ist ein hübsches, gepflegtes Mädchen, mit zarter und doch voller Gestalt und dunkelblondem Lockenkopf. Aber ihre hellen Augen sind hart.

„Ja, so schreibt er jetzt, wo er nur mich hat. Aber solange er frei war, hat er mich betrogen: sogar in den Bergen hatte er eine andere. Und jetzt soll ich zehn, zwanzig Jahre auf ihn warten, bis er wieder freikommt! Nein, ich will nichts mehr von ihm hören; ich will ihm nicht mehr schreiben, ich — —“ Sie unterbricht sich und verläßt mich nach kurzer Entschuldigung: die Post wird ausgetragen. Sie schafft sich Platz im Gedränge, bekommt als eine der ersten ihren Brief. Jetzt lächelt sie plötzlich, und ihre Augen sind nicht mehr hart: er hat wieder geschrieben.

Wir sind jetzt „an der Luft“, all'aria, auf einer Terrasse, die aber mit Mattgläsern abgeschlossen ist, so daß die Luft noch schlechter ist als in den Zellen. Die Frauen gehen zumeist eingehängt, oder sie bilden kleine Gruppen oder sitzen auf dem Boden neben der „Mamerra“, einer Kapuzinerschwester mit friedlichem, ewig lächelndem Gesicht. Sie lebt seit dreißig Jahren hier, immer im engsten Kontakt mit den Gefangenen, und sie sieht unschuldig aus



Nicht nur mit Textilarbeiterinnen in Indien, wie sie unser Foto beim Empfang der Löhnung zeigt, kam Marcella d'Arle zusammen. Bei ihrer Reise durch die Welt lernte sie Königinnen und Damen der Gesellschaft genau so gut wie auch Prostituierte kennen.

wie ein ganz kleines Kind. Ihr origineller Name, Mamerra, soll von „ma mère“ kommen („meine Mutter“ auf französisch).

Eine Mörderin

Die zwei Frauen dort in den schwarzen, zeitlosen Kleidern sehen wie Königinnen aus. Sie sprechen selten, verbringen aber viele Stunden kniend, im Gebet.

„Zwei gute Frauen“, sagt mir die Mamerra, die mein Interesse merkt.

„Warum sind sie hier?“ Die Mamerra blickt mich mit ihren treuerzigen Kinderaugen an. „Die Mutter wegen Mordes, die Tochter... das weiß ich nicht mehr genau.“

„Vielleicht... vielleicht handelt es sich um einen Irrtum!“

„O nein, soviel ich weiß, hat die Mutter die Tat gestanden. Aber ich könnte mich auch irren; wir haben so viele Frauen, jeden Tag kommen neue. Dies ist ein Gefängnis für alle, für ganz kurze Strafen und für allerschwerste Fälle während der Voruntersuchung. Wir haben kein anderes Frauengefängnis in Palermo; so sammelt sich alles hier.“

Die Mamerra irrt sich nicht: Die wunderschöne, kaum vierzigjährige Frau mit der königlichen Haltung und dem stolzen Adlerprofil ist tatsächlich eine Mörderin, die ihre Tat ziemlich ruhig und überlegt begangen hat. Sie erzählt mir später selbst die ganze Geschichte in ihrem dunklen, harten sizilianischen Dialekt, und die Tochter hört still zu. Sie ist zarter als die Mutter; ihre Augen

sind braun statt schwarz, ihre Lippen rosa statt rot; ihre Haut ist fast weiß, nicht kupferbraun. Sie gehört zu Europa, während die Mutter aus einem arabischen Märchen entsprungen zu sein scheint. Sie ist jedoch eine Bäuerin aus Sizilien, die weder Lesen noch Schreiben kann und die die Vollmacht ihres Rechtsanwaltes mit drei Kreuzen unterschreiben mußte.

Ich kenne ihr Dorf, es liegt in der Nähe von Montelepre in einem kahlen Tal, ohne einen Grashalm, ohne einen Baum, der unbarmherzigen Sonne preisgegeben. Die Kirche ist sein Mittelpunkt, die Kirche, die immer offen ist, dann die Fontäne, die immer Wasser schenkt.

„Unser Haus war oben auf dem Berg, neben einer kleinen Quelle. Wir gingen selten ins Dorf, im Winter fast nie. Denn ich bin Witwe, und wir haben keine Verwandten. Eines Abends, als ich von den Feldern heimkam, überraschte ich sie, daß sie Varecchina trinken wollte.“ Varecchina ist eine scharfe Wäsche-lauge, die den Magen verätzt, ein Selbstmordmittel für sehr arme Leute, die gerne entsetzliche Qualen erdulden, wenn sie nur billig sterben können. Das Mädchen erwartete ein Kind, darum wollte sie sterben, denn der Mann konnte sie nicht heiraten. Mehr erzähle ich mir die Frauen nicht von ihm, und ich will auch nicht fragen.

Nun, die Mutter weinte, raufte sich die Haare, verfluchte den Tag, an dem sie die Tochter geboren, aber sie versteckte die Flasche mit dem Varecchina und wachte über das Mädchen Tag und

Nacht, bis die Zeit der Entbindung nahte.

„Wir hofften, alles allein machen zu können; aber das Kind lag nicht richtig, und wir mußten die Hebamme rufen. Ich hatte noch die goldenen Ohringe von meiner Ausstattung und die goldenen Ketten; ich gab sie ihr, als das Kind geboren war, und sie versprach, uns zu helfen. Denn ich wollte nicht, daß man auf meine Tochter mit dem Finger zeigte, daß man sie wie eine Aussätzige mied. Ein armes Mädchen besitzt nur seine Ehre, so denken wir in den Bergen.“

„Was habt ihr denn getan? Habt ihr das Kind... beseitigt?“

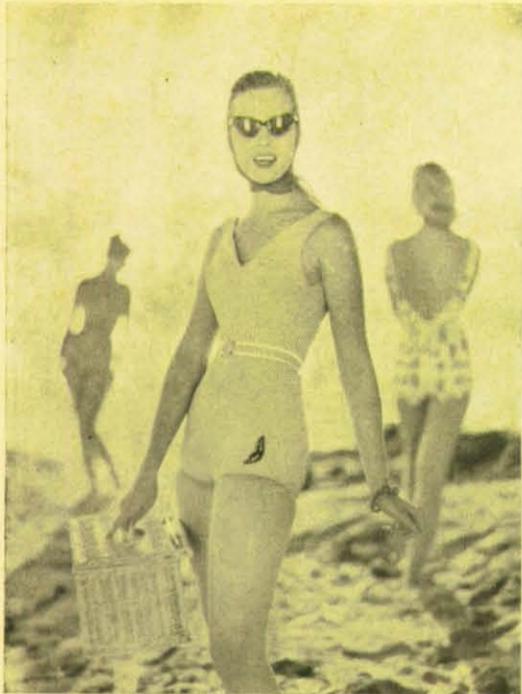
Sie bekreuzigte sich rasch, dreimal hintereinander; dann küßte sie die kleine Madonna, die sie um den Hals trug. „Du glaubst, wir wollten das Kind töten?“ Das arabische Du ist plötzlich auf ihren Lippen. „Ein Kind meines Kindes, zweimal mein Kind!“ —

Für einen Augenblick bin ich weit weg, in Damaskus, im Harem des Präsidenten der Republik. Seine Frau klatscht in die Hände, und die Dienerinnen bringen uns Süßigkeiten und Rosenwasser, dann entfernen sie sich. Nur eine alte Frau bleibt unter der Palme hocken und klagt leise vor sich hin: „O Kind meines Kindes, zweimal mein Kind!“

Altes arabisches Blut lebt in den Adern der schönen Mörderin und spricht manchmal aus ihrem Mund; es sind Worte, Redewendungen, die aus dem Orient stammen und die in ihr weiterklingen. — — Fortsetzung folgt

Chic am

Neu und sehr beliebt in dieser



UNVERKENNBARE ELEGANZ besitzt dieser damenhafte Jantzen-Schwimmanzug, „Maio“ genannt. Klar, doch dezent ausgearbeitet ist die Büstenform, kurz und knapp die Beinlinie. Der schmale, weißbordierte Gürtel betont ganz bewußt die sportliche Linie.



ABKNÖPFBARE SCHWIMMSHORTS geben diesem zweigeteilten Jantzen-Bademodell den modischen Pfiff. Darunter sitzt ein knapper, die Figur straffender schwarzer Anzug aus gummielastischem Taftrips. Die Shorts, leicht abstehend, sind aus festem Webjersey.

Er sieht sie —
und sie nur ihn

Es blickt dich an die Sommermode!



AN HEISSEN TAGEN korrekt angezogen im sportlich-eleganten Künzel-Blouson aus gewirnter, temperatenausgleichender Popeline. Die aparten grau-weißen Streifen werden nur von einer quergestellten Taschenpatte unterbrochen.

Hast du die Lamprecht gesehen? Fabelhaft sieht sie wieder aus!" Inge lehnt sich an das Seesteiggeländer und blickt ungeniert hinter der Kollegin her. „Wie die das wohl immer macht“, denkt sie. Und laut sagt sie: „Na ja, die kann eben alles tragen.“ Resignation liegt in ihrer Stimme, die jeden Versuch, es der Lamprecht gleichzutun, von vornherein in das Land der Unmöglichkeiten verweist. Das ärgert Georg. Er möchte eine hübsche und selbstverständlich auch eine elegante Frau haben. „Mach es ihr doch nach“, stößt er darum hervor. „Du kannst genauso aussehen, wenn du willst.“ — Georg arbeitet in einem Konfektionsgeschäft. Täglich kommt er da mit vielen Frauen zusammen. Aus Erfahrung weiß er darum: Es gibt keine Frauen, die alles tragen können. Wohl gibt es einige, die so wirken. Aber die hüten sich sehr davor, jemals etwas anderes anzuziehen als das, was ihnen steht. Mit großer Sorgfalt wählen sie stets nur das aus, was ihre Mängel verbirgt und ihre Eigenart unterstreicht. Das glückt natürlich nicht ohne Selbstkritik und Selbsterkenntnis. Erst wenn man seine Fehler kennt, kann man sie verstecken, erst wenn man



SOMMERLICHER CHARME UND WEIBLICHE ANMUT, eingefangen in zwei lustigen Strandkleidern aus „anziehendem“ Gminder Halblinnen. Links: Dreiteilig gearbeitet, unter dem durchgeknöpften Rock knappe, kesse Shorts. Rechts: Zum leuchtend roten, weichdrapierten Oberteil ganz kurze Pumphöschen, artig verdeckt vom weißen, mit bunten Bändern umringelten Rock, wobei das Rot kräftig dominiert.

Strand mit großen Hüten

Saison: Abknöpfbare Shorts zum knapp sitzenden Badeanzug · An kühlen Tagen bewährt sich immer noch die lange Hose

seine persönliche Note erfaßt hat, läßt sie sich bewußt entwickeln. All das sagt Georg. Und noch mehr. Er ereifert sich förmlich. Und Inge hört zu. Sie wundert sich, wundert sich über ihren Mann und wird sehr nachdenklich. So viel liegt ihm demnach an ihrem Aussehen? Das hat sie gar nicht gewußt bisher. — Die beiden haben den Seesteg verlassen und sind in die breite Strandstraße eingebogen. Vor der verführerischen Auslage eines Hutgeschäftes bleibt Inge plötzlich stehen. „Schätzchen“, sagt sie und fährt spitzbübisch lächelnd mit der Hand über den Arm ihres Mannes. „Sieh mal dort den hübschen Strandhut! Wäre das nichts für mich? Der unterstreicht bestimmt meine Eigenart, wie du eben so schön gesagt hast. Er kostet 38 Mark. Aber das ist dir doch bestimmt nicht zu teuer für deine liebe Frau, meinst du nicht auch? Die Lamprecht hatte so was Ähnliches.“ Und schon öffnet sie die Ladentür. Georg bleibt nichts anderes übrig, als gute Miene zu diesem Spiel zu machen, hat er es doch durch seine Bemerkungen selbst heraufbeschworen. — Der Hut wird gekauft. Er steht Inge vorzüglich. Sie strahlt, und Georg zahlt. Beide sind zufrieden.



ETWAS MEXIKANISCH kommt er Ihnen vor, der dekorative Strandhut von Wolber & Pfaff? Damit das aparte Flechtwerk aus buntem Stroh mit der schwungvollen Krempe nicht vom Kopfe fliegt, wird es mit einer Kordel festgehalten.



HÖCHSTE ANSPRÜCHE an Badeeleganz erfüllt das exquisite Jantzen-Ensemble. Der schwarze, raffiniertere Weise aber langärmelige Oberteil spielt als Bluse und Badeanzug eine nette Doppelrolle.



VON STRALENDER FRISCHE, bequem und elegant zugleich, ist das aparte zweiteilige Hemdkleid aus Gminder Halbblinnen. Weiß wie Schnee, mit grüner Pompomborte und tiefsitzender Gürtelblende der saloppe Oberteil, schmal und schlank darunter mit koketten Seitenschlitzen der enggeschnittene Rock.



FESCHER SEGELPARTNER, sportlicher Reisekamerad: Ein glatt rechts- und selbstgestricktes Schachenmayr-Modell, das die modische Sacklinie mitmacht. Der elastische, seemännische Rollkragen ist, wie die übrigen Ränder auch, im Rippenmuster hergestellt. Strickmaterial: Marineblaue Nomotta-Friskawolle.

Ein TRAUM Zerbruch

Hammond Innes, ein moderner Jack London, schrieb für die ZB-Illustrierte aus eigenem Erleben diesen erregenden Roman um Fliegerglück und Leidenschaft

Copyright by Hans E. Günther-Verlag,
Pressrechte durch Prometheus-Verlag

Personen der Handlung:

Neil Fraser,

ein wagemütiger Pilot und Ingenieur, der vor der Polizei fliehen muß und dabei auf den verlassenen Flugplatz Membury gerät

Bill Seaton,

ein genialer, von seinem Ziel besessener Mann, müht sich in einer Halle desselben Flugplatzes um die Konstruktion eines neuartigen Flugzeugmotors

Tubby Carter,

gutmütig und mit solidem Fachwissen als Bordmechaniker und Ingenieur, arbeitet mit Seaton an demselben Projekt

Diana Carter,

Tubbys Frau, eine Amerikanerin mit ungewöhnlichem Temperament

Harry Culyer,

ein amerikanischer Offizier und Bruder Dianas. Er betätigt sich im Auftrage der Kontrollabteilung der US-Militärregierung

Dick Randall,

Seatons Geldgeber und Direktor der Seaton Aircraft Ltd., hat das Ausgangsmuster des neuartigen Motors in Deutschland erbeutet

Mr. Reinbaum,

ein Rechtsanwalt, der die Interessen einer deutschen Firma vertritt

Eise Langen,

eine Deutsche, die als Dienstmädchen auf dem Landgut von Mr. und Mrs. Ellwood tätig ist, tatsächlich aber Eise Meyer heißt und mit ihrem Vater zusammen an der Erfindung des Motors gearbeitet hat

Anna,

alt und erfahren, das Hausmädchen der Familie Meyer in Berlin

Bauer Kleffmann

und seine Frau, sehr hilfsbereite Leute, die in Hollmind in der sowjetisch besetzten Zone wohnen

Hauptmann Pierce

von der RAF-Polizei, ein logischer und gerechter Mann

Oberstleutnant Harcourt,

verschlossen und tüchtig, Chef der Harcourt-Luftfrachtgesellschaft, die sich als einzige Privatgesellschaft an der „Luftbrücke nach Berlin“ beteiligt

Harry Westrop,

ein Funker, muß über der sowjetisch besetzten Zone aus dem Flugzeug abspringen

Zeit der Handlung:

Die Jahre nach 1945

Orte der Handlung:

Membury in England, Berlin, Gatow, Hollmind

1.

Es war dunkel, und ich konnte mich vor Müdigkeit kaum noch vorwärts-schleppen. Der Schädel brummte mir, und meine Gedanken gingen wirt durcheinander. Eingebettet zwischen steilen Böschungen führte die Straße stetig in die Höhe. Kahle Äste schoben sich vor den blassen Schimmer der Milchstraße. Endlich erreichte ich die Höhe des Hügels, und die Böschungen gingen in Hecken über. Durch eine Lücke in den Sträuchern sah ich, wie am anderen Ende des gepflügten Feldes ein orangefarbener Mond auf dem Rücken lag. Nichts rührte sich. Alles Leben schien in der Nachtkälte wie von Frost erstarrt. Einen Augenblick hielt ich vor Erschöpfung inne. Mir zitterten die Knie. Ein Windhauch fuhr frostig durch die nackten Dornen der Hecke, und — vorwärtsgetrieben von den Schauern, die mich immer wieder schüttelten — nahm ich meinen Weg wieder auf. Das war die Reaktion auf den Zusammenstoß. Ich mußte irgendwo einen Unterschlupf finden, in den ich mich verkriechen konnte — eine Scheune oder einen Heuschaber, ganz gleich was, wenn es mir nur Schutz vor der schneidenden Kälte bot. Und dann mußte ich sehen, aus England hinauszukommen. Der Wind blies mir jetzt ins Gesicht, und obwohl ich mich wieder bewegte, spürte ich, wie sich der Schweiß gleich einer Eisschicht über meine Haut legte. Meine Schritte hallten nicht mehr so laut, als ob ich über festes Straßenpflaster dahinginge, sondern wurden zu einem Schlurfen, das immer häufiger in dem Rauschen unterging, das der Wind verursachte, wenn er durch die entlaubten Zweige des Unterholzes fuhr.

Das Land ringsumher war ganz eben — von jener regelmäßigen Glätte, die mir irgendwie vertraut vorkam. Einen Augenblick stand die scharf gezeichnete Silhouette eines flachen, kastenförmigen Gebäudes schwarz vorm Mond. Da stand sie klar und erkennbar, um im nächsten Augenblick hinter den Erdwällen eines Markierungspunktes zu verschwinden. Mit einem Ruck blieb ich stehen. Mein Körper wurde plötzlich ganz steif. Der Markierungspunkt und die ferne Silhouette eines Hangars bestätigten mir, was ich förmlich schon gerochen hatte: das flache Gelände, das sich vor mir erstreckte, war ein Flugplatz.

Wenn es mir gelang, eine Maschine zu bekommen! Verdammte — schließlich wäre es nicht das erstemal! Und damals hatte es unter viel schwierigeren Umständen geklappt. Mir fielen die Fichten ein, der Sand, der im Mondlicht geglitt hatte wie Silber und die dunklen Schatten der Männer vor den erleuchteten Hangars. Das Bild stand so lebendig vor meinem inneren Auge, daß mich die gleiche Erregung wie damals packte, meine Nerven sich spannten und ich wieder Kraft in meinen Gliedern spürte. Rasch wandte ich mich ab und glitt ins Gehölz.

Entweder war es im Gehölz weniger kalt, oder aber die Hoffnung, die plötzlich in mir aufgeflammt war, erzeugte

in mir Wärme und Kraft. Es war auch dunkler zwischen den Bäumen, und ich hätte gewiß bald die Orientierung verloren, wäre nicht der Jupiter gewesen, der gleich einer Kerze zwischen den Zweigen flackerte und mir zeigte, in welcher Richtung sich die Straße hinzog. Die Bäume griffen nach mir, Zweige schlugen mir ins Gesicht, und dann fühlte ich, wie aus meiner Stirnwunde warmes Blut herunterrann. Als ich mir mit der Zunge über die Lippen fuhr, schmeckte ich die warme, salzige Flüssigkeit. Gott sei Dank schmerzte mich die Wunde nicht, ja, tatsächlich spürte ich sie kaum, denn all mein Denken war auf einen einzigen Gegenstand gerichtet: ein Flugzeug!

Genau am Ende der Ringrollbahn, einem fünfzig Meter breiten, vom Frost auseinandergesprengten und zerrissenen Asphaltstreifen, trat ich aus dem Wäldchen hinaus. Auf der anderen Seite dehnte sich schwarz unter dem Mond das Flugfeld, ein ödes, hochgelegenes Plateau. Die Enttäuschung, die durch diese Leere in mir aufstieg, wurde nur dadurch ein wenig gemildert, daß linker Hand der schwarze Hangar auftrug und den Mond auf seinen Schultern in den Himmel hinaufzutragen schien.

Wieder blieb ich einen Augenblick stehen, und abermals spürte ich die schneidende Schärfe des Windes, der durch meine Kleidung drang. Das Gefühl der Leere verdrängte unerbitlich das der hoffnungsvollen Erregung. Das umgepflügte Gras, die dünnen Unkrautstängel, der verwitterte Asphalt und überhaupt die ganze tote Atmosphäre des Flugfeldes sprachen eine deutliche Sprache. Der Flugplatz war verlassen. Wahrscheinlich war er einer der großen Bomberstationen, die am Ende des Krieges nicht mehr gebraucht und dem Verfall überlassen worden waren.

Enttäuscht marschierte ich auf die Hangars zu. Wahrscheinlich waren es nur kahle, verlassene Hallen, aber immerhin würden sie mir wohl Unterschlupf für die Nacht gewähren. Plötzlich merkte ich, wie elend ich mich fühlte und wie hundemüde ich war. Und etwas Angst steckte mir auch in den Knochen. Die Trostlosigkeit dieses aufgegebenen Flugplatzes machte mich noch kränker und brachte mir erst recht zum Bewußtsein, wie verlassen ich im Grunde war.

Die Bahn schien kein Ende nehmen zu wollen, wurde bei jedem meiner schwerfälligen Schritte breiter, und der Wind fraß sich mir in die Eingeweide, bis ich das Rückgrat ganz steif machte und mich wegen der Kälte nicht mehr bewegen wollte. Schwindel überkam mich. Das war natürlich eine Folge des Zusammenstoßes und der großen Kopfwunde, die ich dabei davongetragen hatte. Doch dann glomm mit einem Mal wieder Hoffnung in mir auf und flößte mir neuen Mut ein. Die Hangars ragten undeutlich unter dem Mond auf, riesige, rechtwinklige Stahlskelette, die einem langsamen, allmählichen Verfall entgegensehen. Doch ganz am Ende der Betonbahn stand ein

Hangar, der heil und unversehrt zu sein schien. Die Fensterreihe an der Längswand war verglast, und das Sternlicht spiegelte sich schwach in den Scheiben.

Ich beschleunigte meine Schritte. Schließlich war es durchaus möglich, daß irgendein Privatmann, ein reicher Farmer aus dieser Gegend oder ein Großgrundbesitzer hier auf diesem verlassenen Flugplatz seine Privatmaschine untergestellt hatte. Das war die Hoffnung, die mich jetzt schnurstracks auf die dunklen Schatten des Hangars zuilen ließ, und während ich von einer Hangarruine zur anderen huschte, betete ich zu Gott, es möchte Treibstoff in den Tanks sein.

Vielleicht war es töricht, soviel Hoffnung auf die Tatsache zu setzen, daß der eine Hangar unversehrt war, aber ein Ertrinkender klammert sich selbst an einen Strohalm.

Endlich war ich beim Hangar angelangt und blieb einen Augenblick im Schatten des hohen Gebäudes stehen. Ich atmete schwer, aber dafür war alle Übelkeit und aller Schwindel mit einem Mal wie verfliegen. Zwar zitterte ich etwas, aber das waren nur noch die Nerven. Ich war immer noch voller Energie, und jetzt konnte mich nichts mehr aufhalten. Mit dieser Überzeugung schlich ich um die Hangarecke herum.

Ich hatte Glück, denn die kleine Eingangstür in der Mitte gab dem Druck meiner Hand nach, und ich starrte ins Innere. Nur ununterscheidbare Schatten hoben sich aus dem allgemeinen Dunkel heraus. Ich trat ein und schloß hinter mir leise die Tür. Drinnen war es totenstill und empfindlich kalt, und der moderate Geruch von feuchtem Beton hing in der Luft. Schwaches Mondlicht drang bis in den Hintergrund des Hangars ein. Nach und nach nahmen die Schatten festere Gestalt an und erwiesen sich als die Tragflächen einer großen viermotorigen Maschine. Ich stand genau vor ihrem Bug, und sie machte im Zwielflicht des Hangars einen gewaltigen Eindruck auf mich.

Was für ein unglaubliches Glück! Ich tauchte unter der Backbordtragfläche hindurch, strich am Rumpf entlang und tastete mit der Hand auf dem kalten Metall nach der Tür.

„So! Dann soll also seine Arbeit gänzlich in der Versenkung verschwinden.“

Wie versteinert blieb ich stehen. Es war eine Frauenstimme, die da gesprochen hatte.

Eine Männerstimme gab Antwort: „Was geht mich das an? Krieg ist nun einmal eine schmutzige Angelegenheit.“

„Aber jetzt ist der Krieg vorbei.“

„Das stimmt. Aber ihr habt ihn verloren, vergessen Sie das nicht.“

„Und weil Deutschland den Krieg verloren hat, soll mein Vater leiden? Ich denke, er hat schon genug gelitten.“

„Ihr Vater ist tot.“ Hart und sachlich wurden diese grausamen Worte hervorgestoßen.

Die Stimmen schwiegen. Vorsichtig lugte ich über die Höhenflosse und erkannte im schwachen Schimmer einer Sturmlaterne die Umrisse zweier Gestalten. Der Mann war breit und untermsetzt und machte einen kraftstrotzenden Eindruck. Jetzt ging er auf die Frau zu und gab dadurch die Lichtquelle frei, deren Schein eine Werkbank mit ihrem Durcheinander von Werkzeugen und Ersatzteilen und eine Drehbank erhellte.

Blitzschnell fuhr ich herum. Der Lichtschein schimmerte auf dem Metall des Flugzeuges, und ich sah, daß es sich um eine Tudor handelte, deren Motor anscheinend demontiert worden war.

Wäre es mir in diesem Augenblick gelungen, ungesehen die Tür zu erreichen, säße ich jetzt nicht hier und schriebe meine Erlebnisse nieder. Doch unglücklicherweise stieß ich mit dem Fuß gegen ein Stück Blech, und zugleich mit dem Scheppern des Metalls gefror mir das Blut in den Adern.

„Wer ist da?“ Es war die Stimme des Mannes, die diese Frage stellte, und es lag der ganze Nachdruck dessen darin, der Befehlen gewohnt ist. „Sie haben also Freunde, die hier herum-schnüffeln? Das ist mir eine feine Geschichte.“ Der Strahl einer Taschenlampe fuhr über das Flugzeug, richtete sich auf mich und blendete mich. „Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

Von Entsetzen gelähmt, stand ich da, blinzelte in das grelle Licht, und das Herz schlug mir bis zum Hals hinauf.

Plötzlich schwenkte der Lichtstrahl von mir fort. Irgendwo an der Wand klickte es, draußen begann eine Maschine zu surren, dann glühten Lampen auf, und mit einem Mal war alles in strahlende Helle getaucht.

Über den Schwanz des Flugzeuges hinweg, die Pistole schußbereit in der Hand, stand mir der Mann gegenüber. Er war nicht sehr groß, hatte aber unglaublich breite Schultern. Den Kopf auf dem massigen Körper hatte er leicht vorgeneigt wie ein Stier, der im Begriff ist, auf einen Torero loszugehen. Die Frau beachtete ich kaum.

„Wer sind Sie? Heraus mit der Sprache!“ wiederholte der Mann und kam langsam und unausweichlich immer näher wie jemand, der sich völlig überlegen fühlt.

Da fuhr ich herum und lief. Sollte ich mich etwa hier in einem Hangar erwischen lassen und zu der zwiefachen Anklage auf Ausbruch und Autodiebstahl auch noch die des versuchten Flugzeugdiebstahls auf mich laden? Nein, wenn es mir gelang, zu meinem Versteck in den Wäldern zurückzukommen, blieb mir vielleicht noch eine Chance. Ich tauchte unter der Tragfläche hindurch, war durch den Flugzeugrumpf gedeckt und riß die Tür auf.

Mit einem Satz war ich draußen, und gleich darauf rannte ich auf den dunklen Strich der Wälder zu. Atemlos schoß ich über das betonierte Ende des Rollfeldes. Meine Gedanken verwirrten sich, und es kam mir vor, als laufe ich ein zweites Mal aus dem Tunnelausgang auf die schwarze Namenlosigkeit der Fichtenwälder zu. Jeden Augenblick fürchtete ich, das tiefe Gebell der Hunde zu hören, und die Haut zwischen den Schulterblättern zog sich mir zusammen, spannte sich in der Erwartung der Kugeln, die mir ins Fleisch dringen würden, genauso wie in jener Nacht in Deutschland vor vielen Jahren. Der Beton war bröckelig, und Unkraut hatte sich in den Ritzen festgesetzt. Dann lief ich plötzlich über das gepflügte Feld, der Lehm haftete an meinen Stiefeln, und in der zähen Erde kam ich nur noch langsam voran.

Ich stolperte und kroch auf allen vieren auf den rettenden Wald zu. Hinter mir hörte ich meinen Verfolger ins Unterholz eindringen. Zweige peitschten mir ins Gesicht, doch ich bemerkte es kaum. Ich fand einen Pfad, verlor ihn wieder und verstrickte mich in einem Gewirr von Dornestrüpp, das mir meine Kleidung zerfetzte. Schließlich hatte ich mich hindurchgearbeitet und mußte feststellen, daß

mein Verfolger das Brombeergestrüpp umgangen hatte und mir jetzt ein paar Schritte voraus war. Ich wollte umkehren, doch das Unterholz war zu dick, und als ich mich umwandte, stand ich ihm gegenüber.

Meine Gedanken setzten nicht einen Augenblick aus. Ich ging geradewegs auf ihn zu, und der Himmel mag wissen, was ich vorhatte. Wahrscheinlich wollte ich ihn umbringen. Er schrie mich auf deutsch an, und diese paar deutschen Worte versetzten mich zurück in eine frühere Zeit, in der man mich fast zu Tode gehetzt hatte. Seine Faust traf meinen Arm, daß er mir fast aus den Gelenken gerissen wurde. Dann umklammerte ich ihn und suchte mit den Händen nach seiner Gurgel. Ich spürte seinen knorpeligen Adamsapfel an meinem Handballen, und als ich zu drückte, hörte ich ihn würgen. Dann stieß er mir mit dem Knie in den Schritt, ich schrie vor Schmerz auf und ließ ihn fahren. Als ich mich aufrichtete, sah ich, wie er mit der Rechten zum Schlag ausholte. Ich wußte, was mir blühte, war jedoch unfähig, es zu verhindern. Riesengroß sah seine Faust im Mondlicht aus, und dann schmettete er sie mir unters Kinn.

Was dann geschah, kann ich nicht mehr recht zusammenbekommen. Ich habe die undeutliche Vorstellung, über hügeliges Gelände halb geschleift und halb getragen worden zu sein. Dann lag ich in einem Büroraum auf einem Feldbett, und die Lampen brannten taghell. Ich wurde ins Verhör genommen, erst auf deutsch und dann auf englisch. Aber es war nur ein Mensch bei mir — der Mann, der mich niedergeschlagen hatte. Von der Frau sah ich keine Spur. Er saß auf einem Stuhl neben dem Bett und lehnte sich über mich, so daß sein großes, bulliges Gesicht über mir zu hängen und im Begriff zu sein schien, jeden Augenblick auf mich niederzusausen, um mich zu zerschmettern. Als

ich versuchte, mich zu bewegen, merkte ich, daß ich an Händen und Füßen gefesselt war. Genau über mir hing eine Lampe, links von mir eine zweite, und ihr grelles Licht tat meinen Augen weh. Das Kinn schmerzte mich, das Blut klopfte mir in den Schläfen, und gnadenlos hämmerte er mit seinen Fragen auf mich ein, während ich zwischen-durch immer wieder das Bewußtsein verlor. Endlich entsinne ich mich noch, daß ich einen Schmerzensschrei ausstieß, als er mir ein brennendes Desinfektionsmittel auf die Stirnwunde träufelte. Dann schlief ich ein.

Als ich die Augen aufschlug, war es heller Tag. Ich lag da, starrte zur Decke hinauf und fragte mich, wieso sie eigentlich aus nacktem Beton bestehe und nicht einmal übertüncht sei. Die Wände bestanden aus rohen, unverputzten Ziegelmauern. In der gegenüberliegenden Ecke war der Mörtel herausgebröckelt, und es gab da einen langen, gezackten Riß, der mit Zeitungspapier notdürftig zugestopft war. Langsam kamen mir die Ereignisse der vergangenen Nacht wieder zum Bewußtsein: Der Flugplatz, der Hangar und der Kampf im Dornestrüpp.

Mit einem Ruck setzte ich mich auf, und ein stechender Schmerz fuhr mir durch den Kopf. Mein Unterkiefer tat weh, war dick geschwollen, und über die Platzwunde an meiner Stirn hatte man mit Hilfe eines Pflasters Verbandsmull geklebt. Auf der grauen Armeewoldecke, mit der ich zugedeckt worden war, erkannte ich einen Blutfleck. Das Blut war schon getrocknet. Ich schwang meine Beine aus dem Bett heraus, saß eine Weile auf der Bettkante, betrachtete den unbekanntenen Raum und betastete meine Backe.

Der Raum war klein und hatte früher offensichtlich einmal als Büro gedient. Auf einem schäbigen Tisch stand eine Reiseschreibmaschine, davor ein alter

Drehstuhl, greifbar in der Nähe ein Aktenschrank, und überall herrschte ein wirres Durcheinander von Papieren und Büchern. Die Bücher — das sah ich sofort — waren samt und sonders technische Handbücher: Fachbücher für Ingenieure und Mechaniker und nautische Tabellen für Flugtechniker. Auf allem lag eine dicke Staubschicht. Der Fußboden bestand aus rohen Brettern. An einer Wand stand ein rostiger Kanonenofen, und das Abzugsrohr führte durch ein oberflächlich verputztes Loch in der Decke ins Freie. Die geschlossenen Fenster waren von außen vergittert und gingen auf einen Abfallhaufen und die Grundmauern einer Hausruine hinaus, die zum Teil schon überwachsen waren. Ein Hauch von Verwesung lag über allem. Mein Blick konzentrierte sich auf die Eisenstäbe vor den Fenstern. Kräftige Eisenstangen waren es, und solide im Zement verankert. Blitzschnell wandte ich mich zur Tür, denn erst jetzt hatte ich das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Die Tür war geschlossen. Ich suchte nach meinen Stiefeln, doch hatte man sie mir offensichtlich fortgenommen. Da packte mich panisches Entsetzen, und regungslos auf Socken mitten im Zimmer stehend, versuchte ich, dagegen anzukämpfen.

Schließlich hatte ich mich wieder in der Hand, fühlte jedoch ein jämmerliches Elend in mir aufsteigen und mußte mich aufs Bett legen. Bald verging dieses Gefühl, und mein Geist fing wieder an zu arbeiten. Ich saß verteuelt in der Klemme! Oh, ich machte mir keineswegs etwas vor! Ich wußte ganz genau, daß ich versucht hatte, einen Menschen zu töten. Noch jetzt vermeinte ich zu spüren, wie ich mit dem Handballen gegen seine Gurgel drückte. Ob er wohl wußte, daß ich die Absicht gehabt hatte, ihn zu erdrosseln?

Langsam blickte ich mich um. Die vergitterten Fenster, die verriegelte



„So! Dann soll also seine Arbeit in der Versenkung verschwinden?“ Wie erstarrt blieb ich stehen. Es war eine Frauenstimme, die da gesprochen hatte. Eine Männerstimme gab Antwort: „Was geht mich das an? Krieg ist eine schmutzige Angelegenheit.“

Tür, die Schuhe, die man mir fortgenommen hatte... also mußte er es.

Automatisch suchte meine Hand nach meinen Zigaretten. Meine Jacke hing über einer Stuhllehne, und als ich nach dem Etui suchte, bemerkte ich, daß die innere Brusttasche leer war. Meine Brieftasche war fort.

Ich fand die Zigaretten, zündete mir eine an und lehnte mich zurück. Diese Brieftasche hatte etwas enthalten, was wichtiger war als Geld: nämlich meinen Flugzeugführerschein und meinen falschen Paß. Verdammte noch mal! Er brauchte ja bloß die Morgenzeitung aufzuschlagen, und er wußte, wer ich war... ich zog fieberhaft an der Zigarette und versuchte, trotz der unerträglichen Kopfschmerzen, nachzudenken. Ich mußte hier heraus! Aber wie? Verzweifelt musterte ich noch einmal den Raum. Dann warf ich einen Blick auf die Uhr. Es war Viertel nach acht. Wahrscheinlich war die Morgenzeitung schon da. Auf jeden Fall hatte er die Polizei bereits verständigt.

Irgendwo wurde eine Tür zugeschlagen. Ich setzte mich auf und lauschte. Aber außer dem Klopfen meines Blutes in meinen Schläfen und dem Gesumme einer Fliege, die sich in einem Spinnweben in einer Fensterecke verfangen hatte, hörte ich nichts. Es kam niemand. Die Zeit schlich nur so dahin. Fünf Minuten nach halb neun fuhr hinter dem Haus ein Auto vor. Wieder wurde eine Tür zugeschlagen, und dann hörte ich in der Ferne Stimmen. Fünf Minuten später fuhr das Auto wieder fort.

Ich konnte es nicht mehr ertragen. Das Gefühl der Ohnmacht marterte meine Nerven. In einer plötzlichen Anwendung von Tobsucht stand ich auf und hämmerte mit den Fäusten gegen die Tür. Schritte näherten sich, schwere, feste Schritte; und Absätze klickten metallisch auf Beton. Dann fragte eine Stimme: „Sind Sie wach?“

„Klar bin ich wach“, erwiderte ich aufgebracht. „Würden Sie mir wohl aufschließen?“

Nach einer kleinen Pause hörte ich die Stimme sagen: „Ich weiß nicht recht. Ich muß schließlich ein bißchen vorsichtig sein nach dem, was gestern Abend passiert ist. Sie haben mich fast erürgt.“

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und schwieg, aber nach einem Augenblick drehte sich der Schlüssel im Schloß, und er machte die Tür auf. Tatsächlich, es war derselbe Mann — vierschrotig, breitschultrig und kraftstrotzend. Sein dichtes, dunkles Haar war an den Schläfen leicht angegraut, und sein breites Kinn schien seine Lippen zu einer dünnen, entschlossenen Linie zusammenzudrücken. Er trug einen beschmutzten Overall und um den Hals ein seidenes Halstuch, das die lebhaft geröteten Druckstellen, die von meinen Fingern herrührten, nicht ganz verbergen konnte.

„Es tut mir leid... das von gestern Abend“, murmelte ich.

Er trat nicht ein, sondern stand mit leicht gespreizten Beinen auf der Schwelle und starrte mich aus harten, schiefergrauen Augen an. „Ach was, Schwamm drüber!“ Seine Stimme war freundlicher als seine Augen. „Haben Sie sich schon mal im Spiegel angesehen? Tut mir leid, daß ich Ihnen Ihr Kinn so schandbar zugerichtet habe.“

Verlegen schwieg ich, denn ich konnte es einfach nicht über mich bringen, ihn zu fragen, wann die Polizei wohl käme. „Ich würde mich ganz gern ein bißchen menschlich herrichten“, sagte ich schließlich. Er nickte. „Dort am Ende des Ganges.“ Er trat beiseite, um mich hinaus zu lassen. Obwohl er keine Angst zu haben schien, bemerkte ich doch, daß er sich wohl-

weislich außerhalb der Reichweite meiner Fäuste hielt.

Dann stand ich auf einem hellen Korridor. Durch eine offenstehende Tür sah ich, daß der Wald bis dicht an das Gebäude heranreichte, und durch das Gewirr von Baumstämmen erhaschte ich einen Blick von der flachen, brach liegenden Weite des Flugplatzes. Alles machte einen stillen, friedlichen Eindruck. Jenseits der Tür lag die Freiheit. Als ob er meine Gedanken gelesen hätte, sagte er: „Ich rate Ihnen, sich draußen nicht sehen zu lassen, Fraser. Die Polizei durchkämmt das Gelände.“

„Die Polizei?“ Auf den Fersen wirbelte ich herum, starrte ihn an und versuchte, den Sinn zu begreifen, der hinter seinen Worten lag.

„Man hat das Auto gefunden, das Sie mittwegs zwischen Baydon Hill und hier zu Klump gefahren haben.“ Er warf einen Blick auf meine Stirn. „Ich habe die Platzwunde so gut verbunden wie ich konnte. Wahrscheinlich werden Sie Ihr Leben lang eine Narbe davontragen, aber ich glaube kaum, daß Schmutz hineingekommen ist.“

Seine Haltung war mir völlig unbegreiflich. „Wann kommt die Polizei, um mich zu holen?“ fragte ich.

„Das wird sich finden. Sie waschen sich besser erst einmal. Der Waschraum ist dahinten, letzte Tür.“

Stumpf und mit benommenem Kopf ging ich den Korridor hinunter und hörte, wie er hinter mir herkam. Doch dann blieb er plötzlich stehen. „Mein Rasierzeug habe ich für Sie liegenlassen. Falls Sie etwas brauchen, rufen Sie nur. Ich will Ihnen bloß schnell ein paar Eier in die Pfanne hauen. Wieviel essen Sie... zwei?“

„Wenn Sie sie entbehren könnten“, murmelte ich. Ich war zu sehr überrascht über die Ruhe, die er ausstrahlte, als daß ich etwas anderes hätte über die Lippen bringen können.

„Ach, Eier haben wir genug. Das Mädchen bringt jeden Tag frische, wenn sie die Milch von der Farm liefert.“ Er öffnete eine Tür, das Gebrulze von Fett drang an mein Ohr, und dann schloß er sie wieder. Ich stand allein auf dem Korridor. Jenseits des hellen Türvierecks, am Ende des Korridors, lockte die Freiheit. Aber es war hoffnungslos. Er hätte mich nicht so mir selbst überlassen, wenn er nicht wüßte, daß es hoffnungslos war. Da wandte ich mich um und tappte auf Strümpfen den Korridor hinunter.

Der Waschraum war klein und hatte ein offenes Fenster, das durch das Geäst einer Heckenrose versperrt war. Das gesprungene Waschbecken, die zerbrochene Klobrille, die mit Initialen und anderen Bleistiftschmierereien verunzierten Wände — alles erinnerte mich lebhaft an die Unterkünfte, in denen ich während meiner Militärzeit gehaust hatte. Rasierzeug und Handtuch lagen für mich bereit. An einem Nagel hing ein halb zerbrochener Spiegel. Ich betrachtete mein Spiegelbild, und was ich da sah, bot keinen besonders erfreulichen Anblick. Abgesehen von dem schwarzen Stoppelbart, den ich nun schon seit mindestens fünfzehn Jahren Morgen für Morgen im Spiegel gesehen hatte, war meine Kinnbacke auf der linken Seite gedunsen und geschwellen und zeigte ein merkwürdiges Durcheinander von Farben, vom einfachen Rot und Blau bis zum leuchtenden Violett, und mitten drauf saß ein häßlicher schwarzer Fleck, eingetrocknetes Blut. Die Augen lagen mir vor Erschöpfung tief in den Höhlen, das Weiße darin war blutunterlaufen und schreckenerregend, und wie um den Punkt aufs I zu setzen lief ein breiter Streifen Leukoplast quer über meine rechte Stirnseite.

„Du Idiot!“ sagte ich laut. Es war, als spreche ich zu einem Fremden, nur daß die Lippen des Gesichtes im Spiegel sich bewegten, als formten sie das Echo meiner Worte.

Nachdem ich mich rasiert hatte, sah ich schon besser aus, aber viel half's nicht. Dort, wo mir das Kinn geschwollen war, hatte ich die Stoppeln sitzen lassen müssen, und so bekam ich einen komischen, schiefen Ausdruck im Gesicht. Das kalte Wasser hatte mich ein wenig erfrischt, aber die dunklen

Ringe unter den Augen blieben, und das Pflaster auf meiner Stirn selbstverständlich auch. „Das Frühstück ist fertig.“

Als ich mich umdrehte, stand er auf der Schwelle. Mit dem Kopf machte er ein Zeichen, daß ich vorangehen solle, und gleichzeitig trat er einen Schritt zurück. „Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben“, sagte ich, und die Bitterkeit in meiner Stimme bezog sich mehr auf mich als auf ihn.

„Letzte Türe rechts“, befahl er, als ob ich gar nichts gesagt hätte. Drinnen standen zwei Böcke mit einer Platte darüber, die als Tisch diente, ähnlich, wie wir sie in vorgeschobenen Stellungen gehabt hatten. Zwei mit Eiern und Schinken voll gehäufte Teller dampften, und daneben stand eine Kanne mit Tee. „Übrigens heiße ich Saeton. Bill Saeton.“

„Meinen Namen kennen Sie ja wohl schon.“ Ein leichtes Zittern war in meiner Stimme. Massig und unbeweglich wie ein Felsbrocken, die Augen auf mein Gesicht geheftet, stand er unter der Tür, und mir war, als wachse die Persönlichkeit dieses Mannes in der Stille, als spüre ich förmlich, wie sie Gewalt über mich gewann und den ganzen Raum ausfüllte.

„Ja, ich nehme an, ich weiß alles über Sie“, meinte er langsam. „Aber setzen Sie sich doch.“

Unpersönlich und unbeteiligt klang seine Stimme. Ich wollte mich nicht setzen. Ich wollte meine Schuhe und meine Brieftasche zurückhaben. Aber ich setzte mich trotzdem. Irgend etwas Zwingendes war in der Art, wie er stand und mich anstarrte. „Kann ich wohl meine Brieftasche wiederhaben?“

„Später.“ Das war alles, was er sagte. Er setzte sich mir gegenüber hin, mit dem Rücken zum Fenster, und schenkte mir Tee ein. Ich trank in großen Zügen und zündete mir dann eine Zigarette an.

„Ich dachte, Sie sagten, Sie könnten zwei Eier essen.“

„Ich habe keinen Hunger“, entgegnete ich und zog den Rauch tief in meine Lungen. Das beruhigte meine überreizten Nerven. „Wann kommen Sie, um mich abzuholen?“ fragte ich dann und merkte, daß ich die Erregung in meiner Stimme nicht unterdrücken konnte.

Er runzelte die Stirn. „Wer?“ fragte er mit vollem Mund.

„Die Polizei natürlich“, erklärte ich ungeduldig. „Sie haben sie angerufen, nicht wahr?“

„Bis jetzt noch nicht.“ Mit der Gabel wies er auf meinen Teller. „Nun beruhigen Sie sich doch um Gottes willen, und sehen Sie zu, daß Sie was in den Magen bekommen.“

Ich starrte ihn an. „Soll das heißen, die Polizei weiß noch nicht, daß ich hier bin?“ Ich konnte ihm nicht glauben. Kein Mensch konnte es fertigbringen, sich seelenruhig hinzusetzen und mit jemand zu frühstücken, der noch am Abend zuvor versucht hatte, ihn zu erwürgen, es sei denn, er wußte, daß die Polizei schon unterwegs war. Doch dann fiel mir das Auto ein, das ich gehört hatte, und die Art und Weise, wie er mir geraten hatte, keinen Schritt vor die Tür zu setzen. „Dann waren sie also schon vor einer halben Stunde hier, nicht wahr?“ fragte ich ihn.

Statt einer Antwort griff er nach einem Seitentischchen hinüber und schob mir die Morgenzeitung hin. Ich warf einen Blick hinein. Da hatte ich es! In riesengroßer Schlagzeile stand auf der ersten Seite: FLUCHT NACH PALESTINA VEREITELT — Polizei verhindert, daß ein zweites Flugzeug aus dem Land hinausgeschmuggelt wird. — Geheimnisvolles Verschwinden Mr. Callahans! Da stand alles, haargenau schwarz auf weiß, die ganze fatale Geschichte.

Ich stieß die Zeitung zurück und sagte: „Warum haben Sie mich denn nicht ausgeliefert?“ Ich sprach, ohne aufzusehen. Übermächtig stieg das Gefühl in mir auf, in einer Falle zu sitzen.

„Darüber reden wir später“, sagte er.

Er behandelte mich wie ein Kind, und der plötzliche Ärger darüber verlieh mir Mut. Was trieb er eigentlich hier auf diesem verlassenem Flugplatz, und warum bastelte er mitten in der Nacht an der Tudor herum? Warum hatte er mich nicht bei der Polizei angezeigt? Wenn er sich einbildete, ein Katz- und Mausspiel mit mir treiben zu können, hatte er sich geirrt. Wenn es doch unvermeidlich war, nun, dann besser gleich das Schlimmste, als es erst in die Länge zu ziehen. „Bitte rufen Sie die Polizei!“ sagte ich.

„Was für ein Unsinn! Erst frühstücken Sie mal ordentlich. Danach sieht alles ganz anders aus.“

Doch ich hatte mich bereits erhoben. „Ich will mich stellen.“ Meine Stimme zitterte. Teils war es Wut, teils Furcht, was in mir arbeitete. Irgend etwas stimmte nicht mit diesem Flugplatz. Irgendwie war mir unbehaglich zumute. Die Ungewißheit und dieser Hauch des Geheimnisvollen machten mich ganz krank. Ich mußte Klarheit haben, mußte fort von hier!

„Setzen Sie sich!“ Auch er war aufgestanden. Er legte mir die Hand auf die Schulter und versuchte, mich mit sanfter Gewalt wieder zum Sitzen zu bewegen. „Eine kleine Nervenreaktion, das ist alles.“

„Mit meinen Nerven ist alles in Ordnung.“ Ich schüttelte seine Hand ab, blickte ihm in die Augen und fand mich plötzlich wieder auf meinem Stuhl. Ich starrte auf einen Teller.

„So gefallen Sie mir schon besser“, sagte er.

„Warum halten Sie mich hier fest?“ murmelte ich. „Was treiben Sie überhaupt hier?“

„Darüber reden wir später“, wiederholte er.

„Ich will aber sofort darüber sprechen.“

„Nach dem Frühstück!“ sagte er.

Ich wollte ihm widersprechen, doch er hatte die Zeitung zur Hand genommen und vertiefte sich darin. Ein Gefühl der Ohnmacht stieg in mir auf, und fast automatisch griff ich nach Messer und Gabel. Sobald ich die ersten Bissen hinuntergeschluckt hatte, merkte ich wie hungrig ich war, wahn-sinnig hungrig. Seit gestern Mittag hatte ich nichts mehr zu mir genommen. Schweigen breitete sich zwischen uns aus. Ich dachte an die Gerichts-verhandlung und die Gefängnisstrafe, die man mir zweifellos aufbrummen würde. Ein Jahr war mir sicher, nachdem ich aus der Haft entwichen war, einen Polizeibeamten niedergeschlagen und ein Auto gestohlen hatte. Unversehens trat die Erinnerung an die achtzehnmonatige Gefangenschaft in Stalag-Luft wieder in mein Bewußtsein. Weiß Gott, ich hatte genug vom Gefängnisleben. Alles war besser, als jemals wieder eingesperrt zu werden. Ich blickte zu Saeton hinüber. Die Sonne schien grell, und obwohl ich die Augen zusammenkniff, konnte ich den Ausdruck auf seinem Gesicht nicht erkennen. Er hatte sich über die Zeitung gebeugt. Die stille, unbeteiligte Art, wie er mir gegenüber saß, floßte mir etwas Vertrauen ein, ein kleiner Hoffnungsstrahl schimmerte in mir auf, und ich aß weiter.

„Wenn Sie satt sind, gehen wir zum Hangar hinüber.“ Er zündete sich eine Zigarette an und blätterte die Zeitung um. Er sah nicht einmal auf, als er das sagte.

Rasch aß ich den Teller leer, und als ich fertig war, stand er auf. „Ziehen Sie Ihre Jacke an“, sagte er. „Ich gehe eben und hole Ihre Schuhe.“

Die Sonne hatte noch recht viel Kraft, obwohl wir schon November hatten. Aber die Luft war erfüllt von einem dampf-feuchten, herblichen Verwesungsgeruch. Vor dem Laub des Goldes glühte das Rot der Berberitzen, und um die Stämme einiger Rosen hatten sich wuchernde Winden herumgerankt, die jetzt freilich vergilbt und schon abgestorben waren. Hier mußte früher einmal ein Garten gewesen sein, der jedoch unter dem Gewucher des Unkrauts kaum noch zu erkennen war.

(Fortsetzung folgt)

Aus der Vogelschau

ZB-Foto-Quiz-Auflösungen

Zu Foto 1: Triumphbogen/Paris
Zu Foto 2: Schloß Kronberg bei Helsingör
Zu Foto 3: I-G-Farben, Frankfurt/Main
Zu Foto 4: Nymphenburger Schloß

WAHRE GESCHICHTEN

Mißglückte Ausrede

Joe Parker war ein großer Schauspieler. Wenn er am Broadway auf der Bühne stand, rasten die Männer vor Begeisterung, und die Frauen schmolzen vor Liebe und Verehrung dahin.

Leider waren die Frauen Joes schwache Seite. Selten kam es vor, daß er nicht mindestens drei Geliebte auf einmal hatte. Ein Skandal folgte dem anderen. Schließlich wurde es sogar dem Direktor des Theaters zu bunt, bei dem Joe engagiert war. „Mein Lieber“, sagte er, „ich bin ja großzügig, aber du treibst es zu toll. Wenn du dich nicht ein wenig zurückhältst, muß ich dich entlassen.“

Das wirkte. „Ich werde der anständigste Mensch der Welt“, schwor Joe. „Mit den Frauen bin ich fertig. Glaube es mir! Ich schwöre es.“

Es vergingen jedoch nur wenige Tage, da hatte Joe wieder einmal in einer Bar eine Frau aufgegebelt, die ihn hinriß. Es war so richtig der reife Typ, den er bevorzugte. Seinem Charme fiel es nicht schwer, sie zu umgarnen. Stolz verließ er mit ihr die Bar, um noch ein anderes Nachtlokal aufzusuchen.

Da stand auf der Straße plötzlich der Direktor vor ihm und starrte ihn wütend an.

Joe erlebte. Aber seine Geistesgegenwart verließ ihn auch hier nicht. „Direktorchen“, sagte er, „du irrst dich! Das ist meine Frau. Wir haben gestern heimlich geheiratet.“

„Deine Frau?“ schrie der Direktor. „Meine Frau ist das!“

Nach zwei Jahrzehnten wieder sehend

Ein leiser Aufschrei entfuhr Edward Nelson, als man ihm nach 16 langen Tagen die Binde von den Augen nahm. Er konnte wieder sehen, nach zwanzig Jahren zum ersten Male. Es erschien Edward wie ein Wunder.

1938 war der Chemielehrer Edward Nelson aus Penrhynedraeth in Nordwales beim Unterricht durch einen Unfall geblendet worden. Zuerst hoffte er, die Nacht um ihn herum werde eines Tages wieder weichen, aber er sah sich bitter enttäuscht. Zu welchem Arzt er auch ging, immer hörte er nur ein bedauerndes: „Da kann man leider nichts machen.“ Von einem Spezialisten ging er zum anderen. Schließlich gab er es auf. Er fand sich mit dem Gedanken ab für den Rest seines Lebens blind bleiben zu müssen.

Vor einem halben Jahr jedoch suchte er noch einmal einen Arzt auf, den Chirurgen Sir Tudor Thomas. Dieser glaubte, eine Hornhautverpflanzung könne vielleicht helfen. In einem Krankenhaus in Cardiff kam Edward auf den Operationstisch. Und das Experiment gelang. Jetzt hat Edward zum ersten Male seine beiden Kinder gesehen, von denen das älteste schon 14 Jahre alt ist.

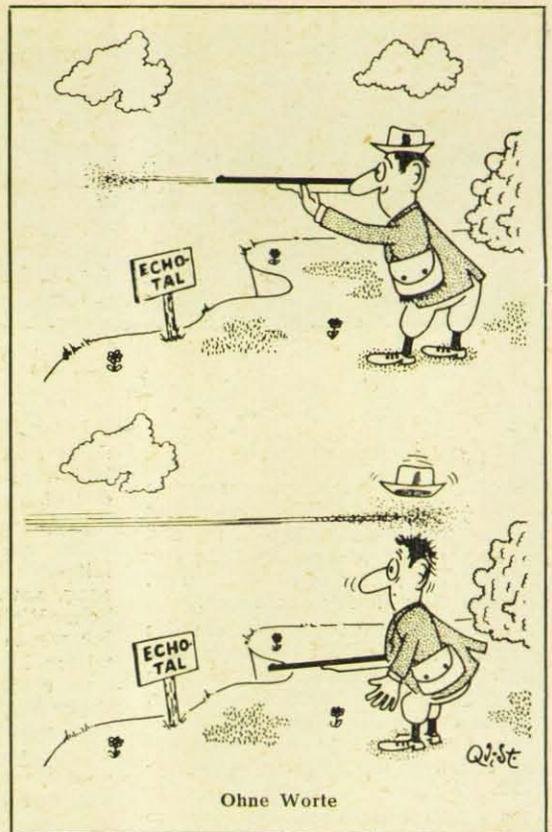
Mittel gegen den Krebs gefunden?

Ein Außenseiter ist zum Tagesgespräch der italienischen Pharmazeuten geworden. Der 37jährige Bauer Serafino Galeazzi aus Moie di Maiolati in Westitalien behauptet von sich nicht mehr und nicht weniger, als daß es ihm wahrscheinlich gelungen ist, eine Arznei gegen den Krebs zu entdecken. So berichtet die römische Zeitung „Momento-sera“.

Ignorieren läßt sich diese Behauptung nicht einfach, denn Galeazzi hat sein Mittel in jahrelanger Arbeit mit Hilfe von Fachleuten entwickelt. Es besteht aus verschiedenen geheimgehaltenen Pflanzenauszügen, die bei Tierversuchen überraschende Erfolge gezeigt haben sollen. Zwei Ärzte, Dr. Brancaleoni und Dr. Gagliari, zeichnen als Mitarbeiter des Bauern. Sie haben einen wissenschaftlichen Bericht über das Mittel zusammengestellt, den sie einem führenden pharmazeutischen Institut in Mailand übersenden wollen. Sie weisen darin u. a. nach, daß sie eine Reihe von krebskranken Mäusen mit dem Mittel behandelt haben. Diese sind wieder gesund geworden.

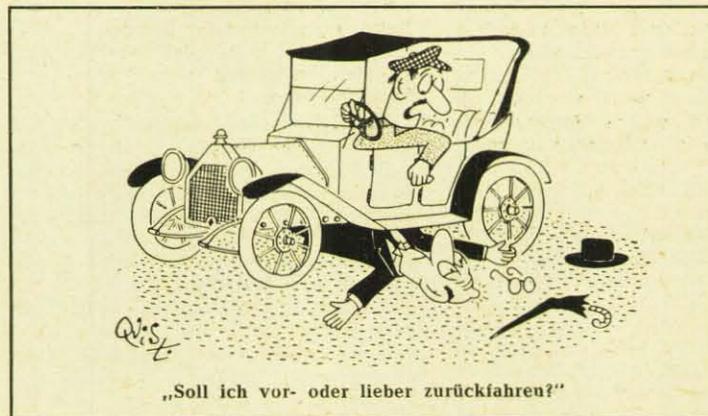


„Hör auf, Elfriede, hör auf! Du bekommst den Pelzmantel!“

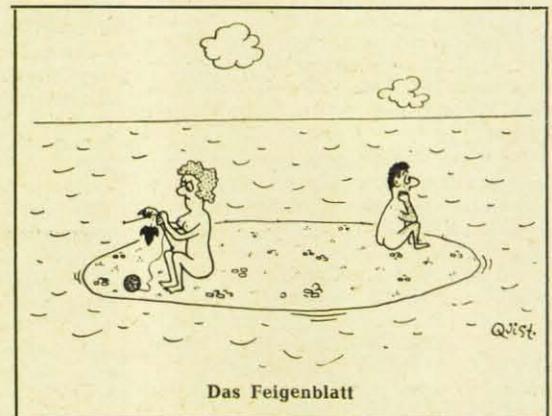


Ohne Worte

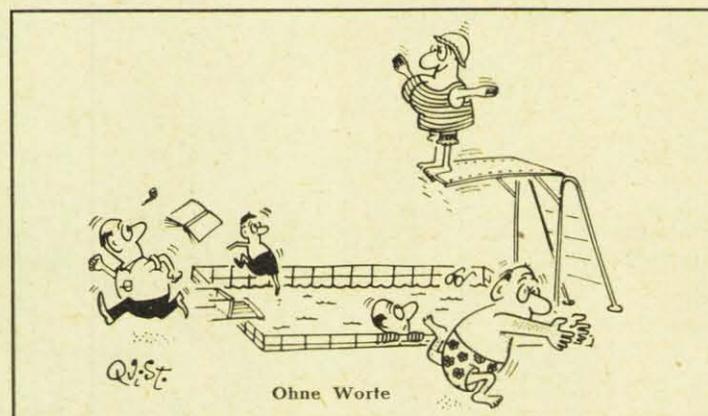
Lachen ist gesund!



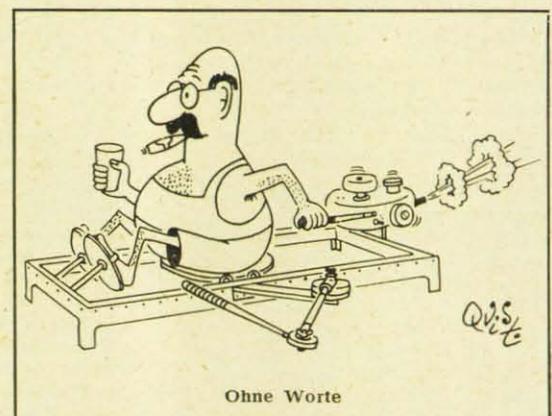
„Soll ich vor- oder lieber zurückfahren?“



Das Feigenblatt



Ohne Worte



Ohne Worte

Komisch, nicht?

Saboteur?

Seiner Erkältung wegen blieb ein Ehemann zu Hause, als es darum ging, seine Frau in den republikanischen Parteivorstand ihrer Heimatstadt in New Jersey zu wählen. Sie fiel durch. Es fehlte ihr an einer Stimme.

Jung geübt

„Mein Bruder wird nicht auf die Universität gehen. Man hat ihn schon aus dem Lyzeum hinausgeworfen.“
„Aber ein Lyzeum ist doch nur für Mädchen.“
„Eben deshalb.“

Der letzte Ausweg

Lehrer: „Was müßte dein Vater zahlen, wenn er dem Bäcker zehn Mark,

dem Fleischer fünfzig Mark und dem Schneider zweihundert Mark schuldet?“

Schüler: „Gar nichts. Wir zögen in eine andere Stadt.“

Der hat's gut!

Einen einmaligen Job hat der 25jährige Hollywood-Schauspieler Bill Reynolds angetreten. Er wurde von der Universal-International-Filmgesellschaft als Kußlehrer verpflichtet, nachdem er auf der Leinwand durch sein routiniertes Küssen aufgefallen war. Durchschnittlich unterrichtet Reynolds täglich zehn bis zwölf Mädchen in dieser beliebten Sportart. „Die meisten Mädchen küssen zu hölzern“, erklärt er, „weil sie zu oberflächlich sind und

keine echte Leidenschaft nachempfinden können.“

Aha!

„Wie war denn das Examen?“
„Furchtbar. In allen Fächern bin ich durchgefallen, nur nicht in Geographie.“
„Das ist doch wenigstens etwas.“
„Kann man auch nicht direkt sagen. In Geographie bin ich nämlich gar nicht drangekommen.“

Fürs Hündchen

Kleine Baumstümpfe und Miniatur-Hydranten werden — in Sandmulden — in den Straßen New Yorks aufgestellt. Sie sollen den Bedürfnissen der Hunde dienen und so zur Reinhaltung der Stadt beitragen.

Philip Wylie:

SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Alle Rechte der deutschen Übersetzung
bei Verlag Schimmelbusch & Co., Bonn

15. Fortsetzung

Sie sah ihm nach und bemerkte plötzlich, daß die Sonne gefallen, und es kam ihr jetzt ganz merkwürdig vor, daß die Sonne dort oben am Himmel stand, als wäre nichts geschehen.

In der Küche war inzwischen das Wasser am Sieden. Sie fand eine heilgebliebene Tasse, spülte sie, goß darin den Kaffee auf, griff nach dem Zucker, zögerte und zog die Hand zurück. Dann setzte sie sich auf einen Küchenstuhl und schlürfte das bittere, heiße Getränk.

Kurz darauf hörte sie, wie ein Auto bremste.

Gerade rechtzeitig heimgekommen, dachte sie. Schon wieder Besuch.

Der Wagen fuhr wieder an, ehe sie die Diele erreicht hatte, aber sie hörte — und traute ihren Ohren nicht — Noras Stimme:

„Mammi! Mammi! Bist du zu Hause?“

Da kam Nora schon die Auffahrt heraufgelaufen, genau wie immer, und um Frau Conner begann sich alles zu drehen. Es konnte nicht sein! Sie mußte sich täuschen! Doch sah sie nun auch den Wagen mit einer Farbigen am Steuer.

Es war allerdings eine etwas ungewöhnliche Nora, die mit ihren dünnen Beinen die Verandatreppe heraufgestakkt kam. Sie hatte einen fremden, viel zu kleinen Mantel an, auch das Kleid kannte Betty nicht. Sie trug keinen Hut, und ihr Haarschopf war auf einer Seite kurz geschnitten. Auf der rechten Wange klebte ein großes Pflaster. Frau Conner konnte es immer noch nicht fassen, bis sie endlich das Kind in den Armen hielt.

„Wir haben schon gedacht —“, begann sie.

Nora löste sich von der Mutter und blickte zu ihr auf. „Ich kann dir sagen, mir ist es hundsmiserabel ergangen, wirklich!“ sagte sie.

Henry kam erst am Abend nach Hause.

XV.

Weit außerhalb des Gebietes, das einmal die Stadt Washington gewesen war, saßen im großen Salon eines stattlichen Landhauses, das sich ein berühmter Amerikaner im 18. Jahrhundert erbaut hatte, einige fünfzig Männer beim Lampenschein beisammen.

Die Männer warteten. Hin und wieder erschien ein Neuankömmling, von den Anwesenden ruhig, aber freudig begrüßt. Die vereinbarte Zeit war wohl um eine Stunde überschritten, da sagte ein Mann im Arztkittel mit einem Stethoskop am Hals zu einem anderen im Sportanzug: „Herr Präsident —“

Der Angeredete schüttelte den Kopf: „Ich bin noch nicht vereidigt.“

Der Arzt zuckte die Achseln: „Also dann Herr Gates. Ich glaube, Sie sollten möglichst bald anfangen.“

Der Mann im Sportjackett, Herr Gates, schritt zur Mitte des Raumes und blieb am Kopfende eines Tisches stehen. Ein junger Mann reichte ihm einen kleinen Hammer. Er schlug auf den Tisch. Sofort wurde es still. Alle wandten sich ihm zu. „Ich öffne hiermit die Sitzung.“

Harry Jackson Gates wurde als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika vereidigt. Der einzige anwesende Richter nahm mit ernstem Gesicht den Eid entgegen. Danach setzten sich alle bis auf den Präsidenten,

der wieder vor den Tisch trat. Nur der kleine Hammer und die Bibel lagen darauf.

„Unsere Gruppe“, begann er, „besteht, wie Sie alle wissen, aus den leitenden Persönlichkeiten der Regierung, soweit sie an diesem schrecklichen Weihnachtstag erreichbar waren. Ich werde mich kurz fassen. Wie Sie wissen, herrscht Panik im ganzen Land, von einer Küste zur anderen. Vier große Städte wurden in den Nachmittags- und Abendstunden des Dreiundzwanzigsten ausradiert. Nach ihnen erlitt Washington das gleiche Schicksal. Auf fünfundzwanzig Städte sind Bomben abgeworfen worden. Einige Millionen abseurer Landsleute wurden bei diesem Angriff getötet oder verwundet. Unzählige kommen stündlich in den Tausenden mehr ausbreitenden Unruhen und Tumulten um. Die Armee glaubt, daß es Wochen, wenn nicht Monate dauern wird, bis Ruhe und Ordnung wiederhergestellt sind. Jedoch ist noch nicht vorzusehen, wieviel Monate vergehen werden, bis unsere Produktionsstätten und Verkehrsverbindungen soweit wieder hergestellt sind, daß für unser Volk ein Existenzminimum gesichert ist. Mittlerweile haben unsere Gegenangriffe begonnen. Ich kann Ihnen versichern, daß auch der Feind sehr schwere Verluste einstecken muß. Schwatze das neutrale Ausland vermittelnd eingeschaltet. Man hat uns ein Friedensangebot übermittelt. Es ist sehr einfach abgefaßt und gipfelt in der Forderung, daß wir und auch unsere Feinde, alle atomaren Waffen und sämtliche Atombetriebe und -einrichtungen, soweit sie militärischen Zwecken dienen, vernichten. Eine gegenseitige Kontrolle soll über die exakte Durchführung dieser Maßnahme wachen. Ich bin dafür, daß wir dazu „Ja“ sagen. Habe ich Ihre Zustimmung?“

Das „Ja“ der Versammelten klang sehr ernst.

„Jemand dagegen?“

Schweigen.

Die Männer erhoben sich. Sie gingen auseinander, jeder dorthin, wo ihn seine Pflicht rief.

Maßnahmen wurden eingeleitet.

Der Krieg war vorüber.

★

An einem glühendheißen Nachmittag im Mittsommer schob am Walnußweg in Green Prairie ein junger Mann den Grasmäher über den Rasen. Mit seinen achtzehn Jahren sah Ted um vieles älter aus. Er hatte sich zu einem großen, breitschultrigen Mann entwickelt, worin er seinem Großvater, dem Grobschmied, nachschlug. Er überragte Vater und Bruder, und auch sein Gesicht wirkte, selbst wenn man von der Narbe auf der Stirn absah, nicht wie das eines jungen Burschen unter Zwanzig.

Außerdem hinkte er leicht. Das wurde deutlich sichtbar, als er in den Schatten hinüberging, um hinter einem Busch von Farnkraut den Wasserkrug hervorzuholen. Sein rechtes Bein war ein wenig kürzer als das linke.

Aus dem Gürtel seiner Shorts zog Ted ein großes buntes Taschentuch, wischte sich den Mund und fuhr sich über das Haar. Dann griff er wieder zur Mähmaschine, doch bevor er den Motor einschaltete, nahm er sich noch Zeit, einen Blick auf das Haus zu werfen.

Es war zweieinhalb Jahre her, seit die Bombe gefallen war.

Die Bodenfenster waren noch immer mit Brettern vernagelt. Wie hundert andere Dinge war Glas rationiert, doch erhielt jede Familie jetzt genug, um die Fenster der zwei Stockwerken verglasen zu können.

Die Verknappung war in erster Linie auf die zahlreichen notwendigen Neubauten und, in geringerem Maße, auf die Reparaturen zurückzuführen.

Das Connersche Haus hätte, wie alle übrigen Häuser auch, einen neuen Anstrich nötig gehabt. Doch Farbe war ebenfalls knapp, wenn auch nicht rationiert. Bisher hatten die Conners es nicht für der Mühe wert gehalten, das Haus regelrecht auf seinen Grundmauern zurechtzurücken. Im ersten Winter hatten ein paar Arbeiter das Haus, so gut es ging, mit Hebebäumen zurechtgeschoben. Joe Dennison hatte mit seinem Geländeräumer geholfen, Ed Pratt kam mit Ziegeln und Zement, legte behelfsweise Stützen unter Mauervorsprünge und zementierte die Risse im Keller aus. Vor dem Haus wurde ein starker Stützbalken in den Beton eingelassen; er lief schräg über die Auffahrt zum Giebel empor und stützte ihn gegen den Anprall der Winterstürme.

Den Balken muß ich streichen, dachte Ted, damit er uns nicht verfault.

Der Vater hatte in jenem ersten Winter, als es noch kein Glas gab, die Fenster allein vernageln müssen, denn Ted lag im Krankenhaus, oder vielmehr im Notlazarett im Landhausklub, mit zahlreichen anderen Verletzten. Er hatte Glück gehabt. Viele seiner Leidensgenossen hatten das Lazarett nicht lebend verlassen. Sie starben an allen vorstellbaren Leiden, an Verletzungen

und Brandwunden, viele auch an Schock wie der katholische Priester und der Baptistenprediger. Unzählige holte der Tod.

Ted dachte mit Grauen an jene Tage. Es war eine Zeit äußerster Unsicherheit. Alles fehlte — Nahrungsmittel, Wolldecken, Verbandstoffe, Medikamente. Niemand wußte, ob der Krieg aus war oder nicht. Der Mob wütete auf dem Lande, wochenlang schien es, als ob die Militärs seiner nicht Herr würden, die es nicht gelingen würde, Ordnung zu schaffen, die Leute am Plündern und Morden zu hindern. Jeder lebte in der Furcht, daß der Mob auch über die zertrümmerten Städte herfallen würde.

Der Friede kam. Man begrub die Toten — viele Wochen lang. Noch immer trugen sie Menschen zu Grabe, als er schon im Bett aufsitzte und aus dem Fenster blicken konnte. Ein großer Teil des Golfplatzes wurde in einen Friedhof umgewandelt. Den ganzen Februar und März hindurch wurde gesprengt, wurden Gräber ausgehoben und Tote oder Überreste von Toten begraben.

Ted war jetzt dabei, die Rasenkante am Gehsteig zu scheren.

Es mußte wohl Juni gewesen sein, genau vor zwei Jahren, als es endlich gelang, die Ordnung wiederherzustellen. Das hatte Mühe gekostet und war noch immer nicht völlig geglückt. Einige Städte und Dörfer, die die Städter überrannt hatten, waren fast so übel daran wie die zerbombten Gebiete. Es war unmöglich, festzustellen, wieviel Menschen von den Flüchtlingen umgebracht, wie viele in Selbstverteidigung ums Leben gekommen oder von der Polizei und dem Militär erschossen



Bei näherem Hinsehen bemerkte er eine verblichene Aufschrift: „Produit de France“

sie zurück. Sie fand Jim, er war bewußlos. So blieb sie bei ihm. Sie muß mit Tausenden anderer Menschen wohl zwei Tage lang dort gewartet haben. Schließlich fanden einige unserer Leute sie und schafften sie hinaus. Ganz klar ist ihre Erinnerung danach nicht mehr. Weißt du, Jim bekam nämlich am nächsten Tag Fieber und starb daran, oder am Blutverlust, oder an einer Sepsis oder am Schock, oder an allem zusammen. Ihre ganze Familie starb vor ihren Augen, und sie lebte — und es ist kein Wunder, daß sie darüber den Verstand verlor!"

Ted wandte sich zur Mutter und zog ihren Kopf auf seine Schulter. Sie weinte leise, und er hielt sie fest. Er war froh, daß sie weinte. Es hätte viel mehr Sorge gemacht, wenn sie nicht hätte weinen können. Meist waren es die Menschen, die nicht weinten, keine Erregung zeigten, nicht redeten, die dann später zusammenbrachen. Das war bekannt.

Er wußte auch, was sie nun tun würde.

Sie machte sich frei, schneuzte sich in ein sauberes, etwas löcheriges Taschentuch und sagte: „Das muß einem alten Raubbein wie mir passieren. Aber vor Ruth konnte ich doch nicht weinen. Ich mußte doch ruhig bleiben. Ted, ich hoffe wirklich, sie wird gesund!"

„Sollte mich nicht wundern“, antwortete er. „Nicht ein bißchen. Sie könnte doch zu uns nach Hause kommen.“

„Glaubst du, daß Henry etwas dagegen hätte, wenn ich sie herholte, sobald die Ärzte es erlauben?"

Ted blickte in sein leergetrunkenes Glas. „Manchmal glaube ich, daß den alten Herrn auf dieser Welt nichts mehr erschüttert. Der ist innerlich so stark wie ein Bär.“

Frau Conner schnupfte ein wenig, wie Nora es zu tun pflegte. „Ich weiß. Und ich bin so froh, daß ich mich bei dir ausweinen konnte, Ted. Denn jetzt kann ich es ihm ruhig und ohne Geheul erzählen. Aber du wirst doch niemandem verraten, was für ein Jammerlappen ich bin?"

Er blinzelte sie an.

Sie sprang schon auf die Füße. „Jetzt ist es beinahe vier, und ich muß an die zwanzig Gäste bewirten!"

„Himmel! Ich dachte, bloß wir und die Laceys?"

„Ich habe die beiden Familien eingeladen, die in Baileys Haus eingezogen sind.“ Sie blickte hinüber. „Sie sind fremd hier und kennen keine Menschenseele. Ich wollte sie ein bißchen bekanntmachen. Sie heißen Brown und Frazetti.“

„Ich weiß. Die Frazettikinder kenne ich schon. Die Zwillinge.“ Sie nickte. „Und die kleine Brown? Kennst du die auch schon?"

„Ich wußte gar nicht, daß die eine Tochter haben.“

„Sie ist sechzehn.“ Frau Conner lächelte. „Blaue Augen hat sie und das schönste rotblonde Haar, das ich je gesehen habe. Ich wette, daß du bis heute abend um neun in sie verliebt bist.“

„Pah!" sagte er.

„Warte nur, bis du sie siehst. Rachel heißt sie.“

Ted sah nun auch zum Nachbarhaus hinüber. Nach dem Tage X war es einhalb Jahre lang von Leuten bewohnt gewesen, die die Stadt eingewiesen hatte. Dann wurde es in zwei Wohnungen aufgeteilt und von zwei Familien bewohnt, die im Frühjahr weggezogen waren. Die gegenwärtigen Bewohner waren erst unlängst eingezogen.

„Ich möchte nur wissen, was aus Beau geworden ist“, sagte er.

Sie blieb in der Küchentür stehen, Kaffeekanne und Gläser in der Hand. „Ich glaube kaum, daß wir das je erfahren werden.“ Die Erzählung der Schwester fiel ihr wieder ein: „Obwohl man das ja nie vorhersagen kann, nicht?"

„Nee, weiß Gott nicht.“

So war das nun einmal in jenen Tagen. Lenores Mutter war nach Flo-

rida verschickt worden. Sie war noch immer dort und unterzog sich einer kosmetischen Operation nach der anderen. Aber Lenores Vater war und blieb verwundet.

Nora kam auf ihrem Fahrrad heim.

Ted hatte sich in seinen Gedanken so lebhaft in die Vergangenheit, in die „Zeit danach“ zurückversetzt, daß er Nora in ganz neuem Lichte sah. Sie war jetzt vierzehn und bemühte sich, wie achtzehn zu wirken. Manchmal glückte es ihr, minutenlang nicht aus dieser Rolle zu fallen. Sie hatte sich in den letzten zweieinhalb Jahren stark verändert. Sie war den Kinderschuhen entwachsen und hatte ein feines, gutgeschnittenes Profil bekommen, das (erstaunlicherweise, dachte er) fast lieblich wirkte. Das Stupsnäschen von damals hatte sich ausgewachsen. Ihr Haar, so hell wie sein eigenes, hing nicht mehr in glatten Strähnen, sondern lag, wie bei der Mutter, in Wellen um den Kopf. Und der Schnitt ihrer klaren, blauen Augen war schräger geworden, genau wie Nora es sich wünschte: Frauen mit schrägliegenden Augen, behauptete sie, bekämen die gefährlichen Männer.

In diesem Augenblick brach jedoch das Kind in ihr wieder durch: „Mom“, schrie sie durch die Küchentür, „Nesbitt hatte nicht genug Gehacktes für fünfzig Bouletten. Ich hab' lieber sechzig Würstchen genommen.“

„Sehr schön, Liebling, aber schrei nicht so.“

Sie stieß einen kurzen Juchzer aus, brachte ihr Fahrrad weg, kam ums Haus und trat zum Bruder, der mit der Hand die stehengebliebenen Kanten stützte. Jetzt war sie wieder ganz Würde: „Guten Tag, Biest!"

„Grüß dich, Ungeheuer. Wie geht's?"

„Ted, kannst du mir eine ernsthafte Frage beantworten?"

„Sicher. Jede Frage. Was hast du auf dem Herzen?"

„Ganz im Ernst, Ted, glaubst du, daß es unbedingt, in jedem Fall falsch ist, wenn ein Mädchen sich mit vierzehn verlobt?"

Er verbarg sein lachendes Gesicht, indem er sich angelegentlich mit dem Rasen beschäftigte. „Ist das Mädchen sehr verliebt?"

„Sehr“, sagte Nora in einem Ton, der tiefe, liebende Ergriffenheit ausdrücken sollte.

„Schön“, er richtete sich auf den Knien auf und dachte ernsthaft nach — „kann der junge Mann sie ernähren?"

„Eines Tages, ja. Er ist äußerst gescheit. Er will Anthropologe werden.“

„Dann ist alles in Ordnung“, sagte er und nickte bestätigend mit dem Kopf, „das heißt, wenn das Mädchen ein Baby erwartet —“

„O du Schuft! Du widerlicher Kerl!"

— „wenn das Mädchen ein Baby erwartet“, wiederholte er in beleidigtem Ton, „dann finde ich nämlich, daß die beiden es dem kleinen Wesen einfach schuldig sind zu heiraten.“

„Manchmal“, sagte sie, „solltest du wirklich Angst bekommen, daß die Erde sich vor dir auftut und dich verschlingt. Ich spreche von der himmlischen und nicht von der irdischen Liebe!“

„Das läßt sich so leicht austauschen“, murmelte Ted. „Du fängst mit der irdischen Liebe an, und sieh mal an: Auf einmal hast du lauter edle Gefühle, wenn du sie am wenigsten brauchen kannst. Und umgekehrt.“

„Ach du“, sagte sie, „was weißt denn du davon?“ Sie raffte lässig mit der Hand etwas Gras zusammen und bewarf ihn damit.

„Eine Mitschülerin von mir“, begann sie wieder, „geht in diesem Sommer von der Schule ab und nimmt eine Stellung an. Ich finde es nicht klug, wenn ein Mädchen auf ihre Ausbildung verzichtet —“

„Vielleicht ist sie blöd?"

„Nein, bloß Waise“, sagte Nora. „Ich wünschte, die Schule würde jetzt nicht den ganzen Sommer dauern. Das wird bestimmt so weitergehen, bis ich durch die ganze Oberschule durch bin. Bloß weil so viele Schulen kaputt sind. Ich wünschte, ich könnte eine Studienreise

nach Europa machen. Glaubst du, Dad würde es erlauben?"

„In ein paar Jahren vielleicht. Was sagt dein Verlobter dazu?"

„Miststück!“ sagte sie. „Was macht Prinzbeinchen?"

„Weiß ich nicht. Hab' ihn nicht gefragt. Wieder mal hinter den Weibern her, vermutlich.“

„Meinst du drüben — bei Baileys, in der alten Laube?"

„Da fragst du mich zu viel.“ Ted spähte durch die Hecke über die sonnenbeglänzten Rasenflächen nebenan. Drüben stand der Kater aufrecht auf den Hinterpfötchen und starrte durch das Lattengitter in die Laube. „Scheint eine tolle Liebeszene zu belauschen!"

„Ordinär!“ murmelte sie von oben herab und ließ ihn stehen, um nachzusehen, was Prinzbeinchen machte.

Kaum eine Minute später kam sie schon zurückgerannt. „Ted! Ted! Mom! Ted! du hast recht. Crandons Angorkatze hat Junge bekommen! Drüben in der Laube! Von Prinzbeinchen, bestimmt!"

„Zweifellos“, antwortete er, erhob sich und humpelte hinter ihr her. Selbst Frau Conner kam nachsehen.

Bisher waren es drei Kätzchen, die auf einem Kissen lagen, das jemand in der Laube vergessen hatte. Die Katzenmutter war offensichtlich stolz, und Prinzbeinchen sah — wie es sich für junge Väter schickt — gleichzeitig mißtrauisch, erfreut und herausfordernd aus.

„Zauberhaft“, sagte Nora. „Einfach zauberhaft.“

„Irdische Liebe“, meinte Ted und wiegte weise das Haupt.

„Das ist nicht wahr! Katzen sind nicht so —“

„Worüber um alles in der Welt streitet ihr beiden euch eigentlich?"

„Über Noras augenblickliches Thema Numero eins“, sagte Ted so schnell, daß seiner Schwester verblüfft der Mund offen blieb, „über eine Sache, die man seit langer Zeit mit ‚Liebesleben‘ bezeichnet.“

Betty lachte. „Zieht euch lieber um. Vater wird auch bald da sein. Und du mußt noch baden, Ted.“

★

Henry unterschrieb seine Post, verabschiedete sich von seiner Sekretärin und stieg die Treppen zum Erdgeschoß der im Westen der Stadt gelegenen Filiale von J. Morse & Co. hinunter. Hauptbüro und Lagerhäuser waren ausgebombt. Er schritt an den Ladentischen vorbei durch den Verkaufsraum. Der Anblick der Waren, der vertraute und typische Geruch machten ihm immer wieder Freude. Er genoß das Blinken von Chrom, Glas und Stahl, den geometrisch-regelmäßigen Aufbau der Werkzeuge, der Gartengeräte, der Beschläge und Armaturen.

Bis zur Fertigstellung ihres neuen Hauses hatte die Firma ihre Geschäftsräume in die Filiale verlegt. Den Neubau hatte Charles entworfen, er bestand vorerst jedoch nur auf dem Papier. Nach dem Notstandsprogramm für den Wiederaufbau würde man mindestens noch ein Jahr warten müssen, bis der Grundstein gelegt werden konnte.

Der Oldsmobile stand an der Hinterrückwand am Verladeplatz. Henry betrachtete ihn fast mit Rührung; der gute alte Schlitten ließ ihn nicht im Stich, wenn er inzwischen auch recht heruntergekommen war. Er warf einen Blick in den Kofferraum und fuhr ab. Die Hitze hatte nachgelassen, ein leiser Lufthauch brachte Kühlung. Es war verabredet, daß er zuerst Charles abholte, dann Pad Towson und Berry Black und zum Schluß Lenore. In der nächsten Woche war Towson an der Reihe, sie alle heimzufahren.

Charles stand nicht am vereinbarten Platz.

Henry war das recht. Er parkte den Wagen, stieg aus und betrachtete das Gebäude, in dem Charles arbeitete. Das Gewerbehau von Green Prairie war das erste nach dem neuen Bebauungsplan aufgeführte Gebäude und das erste Zeichen neuen Lebens auf dem total zerstörten Gebiet. Es war kein

Wolkenkratzer, sondern hatte nur vier Stockwerke. Doch war es so ausgedehnt wie seinerzeit das Pentagon in Washington. Im Landhausstil erbaut, erstreckte es sich mit zahllosen Höfen, Gärten, Patios und aus Glaswänden bestehenden Restaurants über mehrere Häuserblocks. In einem der Höfe gab es sogar eine Rollschuhbahn.

Eines Tages würden in Green Prairie rings um das Trümmerfeld, auf dem öden Gelände und in den Vorstädten Hunderte solcher Bauten stehen. Der „horizontale“ oder „teildezentralisierte“ Baustil hatte den vertikalen Wolkenkratzerbau, die steilen Straßenschluchten abgelöst, die ein Sammelbecken von Dunst und Rauch, Dunkel und häßlichen Notunterkünften gewesen waren.

Gewiß brauchten die neuen Bauten mehr Platz, aber die Architekten — natürlich auch Charles — meinten, das sei kein Nachteil. Man konnte sich ausbreiten, die Prairie war groß genug. Sie bot genügend Raum für breite Straßen mit Fußgänger-Unterführungen an jeder Straßenkreuzung, Raum für weite Parkplätze, Raum für Gärten, für Parkanlagen, für Liegewiesen mitten im Zentrum der Stadt, Raum für Schwimmbecken, Tanzflächen und vieles andere, was das Leben angenehmer macht.

Es war nicht einmal sehr schwer gewesen, die an das dichtgedrängte Aufeinanderhocken gewöhnten Städter für den neuen Wohnstil zu erwärmen. Den meisten waren gewisse Seiten des Stadtlebens von jeher unsympathisch gewesen, und auch diejenigen, die sich für gewöhnlich an das Althergebrachte klammerten, waren in ihren konservativen Gewohnheiten schwer erschüttert worden; niemand, der den Angriff in einer Stadt miterlebt hatte, wollte länger in einer solchen „Todesfalle“ wohnen. Gewiß, es bestand keine Gefahr mehr, daß je wieder Bomben fielen. Doch die Erinnerung daran verließ die Menschen nicht und grub mit der Zeit unauslöschliche Spuren in das Bewußtsein des ganzen Volkes. Die „weit offenen Städte“ milderten die latente Angst der Bevölkerung; daher fühlten sich bald auch die Menschen in ihnen heimisch, die ihrer Veranlagung nach am traditionellen Baustil und seinen Begleiterscheinungen hingen: den engen Straßen, der ziffligen, spitzigen Häusersilhouette, der Überbevölkerung, dem Lärm und dem Mangel an Luft und Licht.

Die unzerstörten Städte wirkten nun regelrecht „veraltet“, die zerstörten dagegen hatten wenigstens den einen Vorteil, daß man etwas ganz Neues und viel Schöneres aus den Trümmern erstehen lassen konnte.

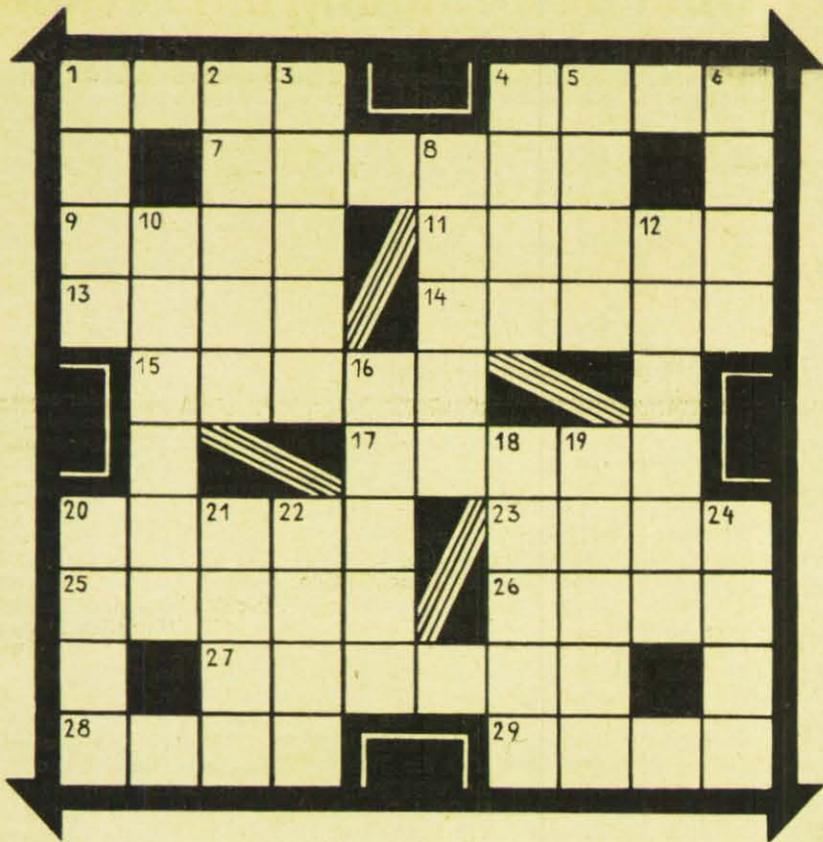
So ähnlich liefen Henrys Gedanken, während er das Gebäude betrachtete, in dem sein Sohn arbeitete. Man erkannte von hier ungefähr die kreisförmige Abgrenzung des Trümmerfeldes; daß es kreisrund war, trat allerdings erst deutlich hervor, wenn man im Mittelpunkt stand; dann konnte man sich einmal um sich selbst drehen und hatte nach allen Seiten die weite, kahle und ziemlich ebene Fläche vor Augen und in fast gleichem Abstand ringsum die verschont gebliebenen Häuser.

Henry seufzte tief. Es wollte ihm noch immer nicht in den Sinn, daß ein Gegenstand, den er bequem in seinem Wohnzimmer hätte unterbringen können, das ganze, vertraute Bild der Stadt, das Werk von Generationen, für immer zerstört und nur nackte, kahle Einöde übriggelassen hatte. Und das in einer einzigen Nacht, in wenigen Stunden!

Jetzt, in der warmen Jahreszeit, war überall das Unkraut hervorgesprossen, und sein Grün überwucherte die rotbraune Wüste. Der Fluß teilte die öde Trümmerfläche, Blau leuchtete sein Wasser herüber, dunkler dort, wo der Wind seine Oberfläche kräuselte. Auf der Schwaneninsel erhob sich ein struppiger Hügel wie ein Pickel im Antlitz der Erde. Hier war das Traggerüst der Berg- und Talbahn in die Luft gegangen, doch waren hier und dort trotz Feuer und Druckwelle Erdaufschüttungen und Dämme stehengeblieben, die einmal Karussells und eine Wasserrutschbahn getragen hatten.

(Schluß folgt)

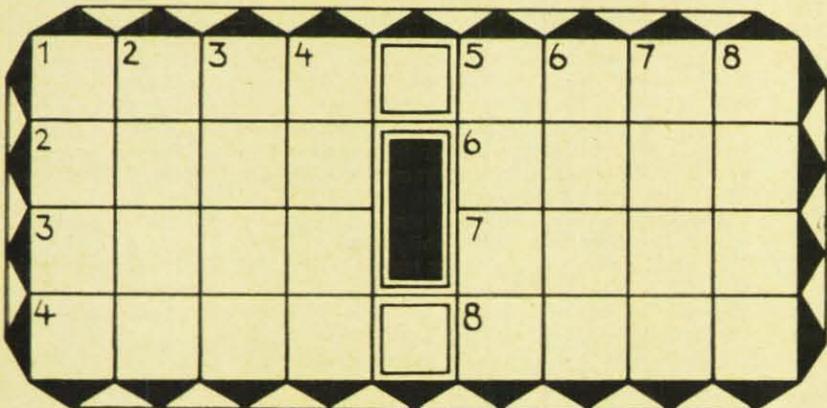
Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1 und 4. je ein alkoholisches Getränk, 7 deutscher Filmkomiker, 9 Laubbaum, 11. Amtstracht, 13. Papiermaß, 14. enge Straße, 15. Muse der Liebesdichtung, 17. Nebenfluß der Weser, 20. Gewässer, 23. nordirischer Gott, 25. Raubvogel, 26. französischer Dichter (Nobelpreis 1947), 27. Einsiedler, 28. altgermanisches Schriftzeichen, 29. mittelasiatischer Fürstentitel.

Senkrecht: 1. großes Raubtier, 2. Laubbaum, 3. sächsische Fabrikstadt an der Elbe, 4. weiblicher Vorname, 5. Nebenfluß der Donau, 6. Musikzeichen, 8. russischer Dichter, 10. Wagneroper, 12. nordischer weiblicher Vorname, 16. Nadelbaum, 18. Denklehre, 19. weiblicher Vorname, 20. Kallifenne, 21. Hirschart, 22. Nebenfluß des Rheins, 24. Edelgas.

Kombinierte magische Quadrate



a a a a, b b b b, e e e e e e e e, f f f, g, l, p p, r r r, s s, t t, u u

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, in den beiden Quadraten waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Laubbaum, 2. Stecken, 3. Taufzeuge, 4. männliches Haustier, 5. Baumschmuck, 6. Säugetier, 7. Gewässerrand, 8. Erderhebung.

Wird nun in das oberste und unterste Mittelfeld je ein Konsonant eingesetzt, so lassen sich von den durchgehenden Waagerechten je ein Pionier des Segelfluges und ein Industrieort in Oberbayern, der den größten Forst Deutschlands hat, ablesen.

Rätsellösungen aus Nr. 13

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 5. Korfu, 9. Gast, 12. Omar, 16. Raa, 17. Aerar, 19. Uriel, 20. Lias, 21. Fee, 22. Hera, 24. Ile, 25. Reh, 29. Reit, 30. Ida, 31. Esau, 32. Team, 33. Neun, 34. Elsa, 35. Isar. — Senkrecht: 1. Gallert, 2. Kreisel, 3. Paladin, 4. Lausitz, 5. Koffein, 6. Ostende, 7. Ras, 8. Fechten, 9. Gaur, 10. Art, 11. Triller, 12. Oise, 13. Met, 14. Algebra, 15. Richter, 18. Rhea, 19. Uz, 23. Avus, 24. Iota, 25. Rems, 26. Sau, 27. Mal, 28. Kai.

Luftschutz ist Dienst am Volke.

Silbenrätsel: 1. Utensilien, 2. Kassette, 3. Nikobaren, 4. Talisman, 5. Illinois, 6. Ballade, 7. Diagnose, 8. Udet, 9. Elefant, 10. Limonade, 11. Braunlage, 12. Nippes, 13. Granate, 14. Faktura, 15. Hegemeister. —

Unkenntnis bedeutet Lebensgefahr.

Magisches Quadrat: 1. Thale, 2. Hagen, 3. Agent, 4. Lenne, 5. Enter.

Ohne Wasser keine Zukunft

Fortsetzung von Seite 8

Hektar Neuland gewonnen und 94 000 Hektar schon bebauten, aber mageren Landes, fruchtbar gemacht werden sollen. Durch die Stauanlagen kann Energie erzeugt und hierdurch wiederum können Gebiete erschlossen werden, die reich sind an Kohle, Öl, Erdgas und vor allem an Uran.

Seit 30 Jahren spricht man in den USA vom St.-Lorenz-Strom-Projekt, seit 1954 wird mit unvorstellbarem technischen Großeinsatz daran gearbeitet. Es wird ein Seeweg für Ozeanriesen mit einem Tiefgang bis zu 7,6 Metern geschaffen. Die Industrie und Wirtschaft im Herzen Nordamerikas werden an die Weltmeere angeschlossen.

Wie die beiden Großmächte, so kämpfen auch andere Länder um das lebenswichtige Naß. In der argentinischen „Seda“ und in Brasilien, wo oft monatelang kein Regen fällt, kommen selbst die wenigen, dort ansässigen Bauern mit dem Wasser nicht aus. Das neue Stauwerk in Paulo Affonso soll gleich vier Provinzen mit dem kostbaren Element versorgen.

Ägypten kämpft um die Verwirklichung des Assuan-Damm-Projektes. Ein alter Sahara-Plan sieht vor, aus dem Grundwassermeer über 1000 Brunnen zu speisen, um in der Wüste Oasen und

Neuland zu gewinnen. Die Stauanlagen im Atlasgebirge zeitigen bereits spürbare Erfolge.

Auch Australien muß um das Lebenselement Wasser hart kämpfen. Sieben Staudämme der Snowy-Mountains-Kraftwerke sollen hier Abhilfe schaffen. Der Vordere und Mittlere Orient leiden unter lang andauernden Dürren. Im Irak, in Pakistan und in Israel versucht man seit einiger Zeit, die Flußregulierungen vorwärtszutreiben. In Israel sollen versteppte Gebiete durch Anpflanzung von 200 Millionen Bäumen zu einem blühenden Garten werden.

★

Der Menschheit wird heute schon und morgen mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen und technischen Fortschritten in immer größerem Maße die Macht in die Hand gegeben, das Klima weiter Landstriche zu gestalten und es im Guten oder im Bösen zu beeinflussen. In unserer Serie „Am Kreuzweg der Vernunft“ haben wir die Möglichkeiten, die sich abzeichnen, dargestellt. Hoffen wir, daß die Menschheit versucht, im friedlichen Wettbewerb die Erde in einen Garten Eden zu verwandeln!

Abwechslung muß sein!

Eine Erzählung von Werner Lüning

Schulze war ein ganz normaler Durchschnittsmensch. Er schimpfte auf die hohen Preise, konnte das kleine Einmaleins am Schnürchen und war sogar vorbildlich auf dem Gebiet des Fußballtotos und der neuesten Wildwestfilme beschlagen. Das beweist wohl, wie normal er war.

Merkwürdig war an ihm nur die Art, wie er seine freien Stunden verbrachte. Wenn er abends nach Hause kam, küßte er seine Frau und aß zufrieden, was sie ihm vorsetzte. Sobald er mit dem Essen fertig war, zog er seine Hausschuhe an, steckte seine Zigarre in Brand und rief seiner Frau, die in der Küche das Geschirr spülte, zu: „Ich gehe jetzt mal ein bißchen!“

Schulze ging die Treppe hinunter. Er wohnte im fünften Stock. Wenn er unten angekommen war, machte er kehrt und ging wieder hinauf. Sobald er vor seiner Flurtür stand, machte er kehrt und ging wieder hinunter. Er ließ sich Zeit, nahm Stufe um Stufe, achtete darauf, daß er nicht außer Atem kam, und wendete immer, sobald er unten oder oben angekommen war.

Hinauf und hinunter. Eine, manchmal auch zwei Stunden lang. Sonntags tat er es nie unter vier Stunden, und wenn er abends die Totoergebnisse gehört hatte, ging er auch noch vor dem Schlafengehen ein Stündchen treppauf, treppab.

Die Nachbarn grüßten freundlich. Niemandem wäre es eingefallen, über ihn zu lächeln oder gar den Kopf zu

schütteln. Sie fragten auch nicht, weshalb er stundenlang hinauf und hinunter ging, denn sie wußten, welche Entspannung diese Tätigkeit für einen Mann mit seinem Beruf bedeutete. Jeder fand es vollkommen in der Ordnung, und auch der Leser wird sich nicht wundern, wenn er den Grund erfährt.

Schulze war nämlich Fahrstuhlführer.

Belehrung

Unweit von Salzburg, auf der Strecke von Berghausen her, der Salzach entlang, steht eine alte, verfallene Ritterburg. Mein Töchterchen Christine, vierzehn Jahre alt, machte mit ihren Freundinnen und ihrer Lehrerin, einer jungen Referendarin, eine Radtour nach Salzburg. Als sie an der Burg vorüberfuhren, erzählte ihnen die junge Lehrerin, daß früher auf dieser Burg die Raubritter gehaust hätten, und wenn ein Wagen unten auf der Landstraße vorbeigekommen wäre, hätten sie ihn überfallen, das Gut geraubt, die Männer getötet und die Jungfrauen auf die Burg geschleppt.

„Was haben die Ritter denn dann oben auf der Burg mit den Jungfrauen gemacht?“ fragte Christine wißbegierig.

Die befangene Referendarin antwortete schnell:

„Ihnen Gedichte von Goethe vorgelesen, mein Kind!“

ZB Illustrierte. Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehau GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Merlostraße 10/14, Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstr. 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehau GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4, Preis ffrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis bfrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellungsgebühr DM 0.06). Beteiligung: Freistaat Bayern 40 Prozent, Otto Georg Könlger, Verleger in München, 30 Prozent.

Für Frau

und Familie



Der Geigerzähler schlägt nicht aus

Fische werden mit großer Sorgfalt auf Radioaktivität untersucht

„Ist bei Fischen, die in deutschen Häfen angelandet werden, eine radioaktive Verseuchung festzustellen?“

Diese wesentliche Frage stellte unser Reporter dem Direktor der Bundesforschungsanstalt für Fischerei, Professor Dr. Walter Ludorff.

„Obwohl eine radioaktive Verseuchung der Fische in den von uns befischten Fanggründen nicht zu erwarten ist, haben wir uns doch schon vor längerer Zeit entschlossen, die Anlandungen in den größeren Fischereihäfen auf Radioaktivität zu überprüfen. Dies ist eine rein vorbeugende Maßnahme. Bisher ist auch nicht die geringste Spur von Radioaktivität festgestellt worden.“

Eine zweite Frage des ZB-Reporters lautete: „Wie führen Sie die Untersuchungen durch?“

„Wir benutzen dazu einen handlichen Geiger-Müller-Zähler, der es uns ermöglicht, mit wenig Personal in kurzer Zeit große Anlagen zu überprüfen. Das Gerät braucht nur kurz an die Fische gehalten zu werden, um sogleich eine etwa vorhandene Radioaktivität feststellen zu können.“

„Werden von Ihnen auch ausländische Fischkonserven untersucht?“

„Selbstverständlich! Wir überwachen laufend auch importierte Fischerzeugnisse. Allerdings haben wir bis heute noch keinen Grund zur Beanstandung gehabt.“

Aus diesem interessanten Gespräch können Sie, liebe Hausfrau, und Sie, verehrter Fischesser, ersehen, daß man auf Ihr Wohlergehen bedacht ist und daß Sie unbesorgt Fisch essen können.

Über den Umgang mit Perlon

Es gibt keine synthetische Faser, die innerhalb einer so kurzen Zeit einen so überwältigenden Siegeslauf durch unser modernes Leben angetreten hat wie das Perlon. Mit hauchzarten Damenstrümpfen fing es an, und bei Feuerwehrschräuchen und Treibriemen ist es heute angelangt. Fast alle Lebensgebiete hat diese Chemiefaser, deren Großvater die Steinkohle ist, inzwischen erobert. Aber sie ist noch sehr jung in unserer Mitte, diese zarte junge Dame, und wir wissen oft nicht recht, wie wir uns ihr gegenüber verhalten sollen. Hier einige Tips für den Umgang mit Perlon:

Stoffe: Alle Perlon-Stoffe, die als Meterware gekauft werden können, sind thermofixiert, d. h. durch Spezialverfahren in einen Zustand gebracht worden, der nicht mehr verändert werden kann. Glatte Stoffe lassen sich daher nicht plissieren, haltbare Falten nicht mehr einbügeln. Fertig plissierte Stücke sind am Meter erhältlich. Zum Versteifen soll nur eine Perlon-Einlage verwendet werden.

Schneidern: Perlon-Kleider, -Blusen, -Hauskittel, -Schürzen oder auch Wäsche können ohne weiteres selbst geschneidert werden. Eine scharfe Schere, Nähmaschine und Bügeleisen ist alles, was man dazu benötigt. Sehr praktisch ist eines der neuen Heißschneidegeräte. Damit kann man den Stoff schneiden und gleichzeitig die Schnittkanten verschmelzen, so daß sie nicht ausfransen.

Nähen: Zum Nähen bitte nur Perlon-Nähgarn verwenden. Es wird immer schräg abgeschnitten (so, wie man eine Wurst abschneidet), niemals aber abgerissen, angefeuchtet oder gedreht. Zum Handnähen benutzt man stärkere Nadeln als gewöhnlich. Für das Maschinennähen gilt die Regel: Nadelstärke dem Gewebe anpassen. Die Unterfäden sind zweckmäßig feiner als die Oberfäden. Am besten ist es, wenn man mit möglichst langen Stichen und nicht zu nah an der Schnittkante näht. Während der Verarbeitung sind Perlon-Stoffe zu bügeln.

Waschen: Es empfiehlt sich, die Perlon-Kleidung möglichst oft zu waschen. Einweichen vor der Wäsche ist nicht erforderlich. Das Waschgefäß soll so groß sein, daß die Wäschestücke locker in der Lauge schwimmen können. Perlon wird lau oder gut handwarm gewaschen („gut handwarm“: etwa 60 Grad C; so heiß, daß man gerade noch mit der Hand ins Wasser fassen kann). Für lau- oder handwarme Wäsche dürfen alle bekannten Waschmittel, für springelastisch ausgerüstete Petticoats nur lauwarmer Kernseifen- oder Seifenflockenlauge verwendet werden. Perlonhaltige Textilien werden für gewöhnlich so gewaschen wie das Material, mit dem Perlon gemischt ist (z. B. Wolle mit Perlon wie Wolle). Keine selbsttätigen Waschmittel benutzen. Zum Schluß wird gründlich erst mit lauwarmem, dann mit kaltem Wasser nachgespült, die Wäsche leicht ausgedrückt (nie gewrungen!), in weiße Tücher gerollt und vorgetrocknet.

Bleichen: Beim Auftreten eines leichten Gelb- oder Graustiches bei weißen Perlon-Kleidungsstücken empfiehlt sich eine Wäsche mit einem der neu entwickelten Spezialpflegemittel für weißes Perlon. Vorbeugend nach allen fünf Wäschen eine solche Spezialbehandlung. Eine Rasenbleiche oder eine Bleiche mit anderen Mitteln ist unbedingt zu vermeiden.

Trocknen: Zum Trocknen werden Blusen, Kleider, Herrenhemden usw. auf einen Kleiderbügel gehängt. Er soll nicht gelackt oder gefirnißt und mit einem weißen Tuch umhüllt sein. Unterkleider, Damenhemdchen usw. werden an den Trägern, Strümpfe und Socken an den Fersen angeklammert. Kleidungsstücke, die über eine Wäscheleine gelegt werden, schützen Sie vor unerwünschten Knicken durch das Zwischenlegen eines weißen Tuches. Die Trockenzeit ist sehr kurz. Grundsätzlich soll Perlon nie praller Sonne oder direkter Ofenwärme ausgesetzt werden. Vor dem Trocknen empfiehlt es sich, Nähte, Kragen und Manschetten kurz glattzuziehen.

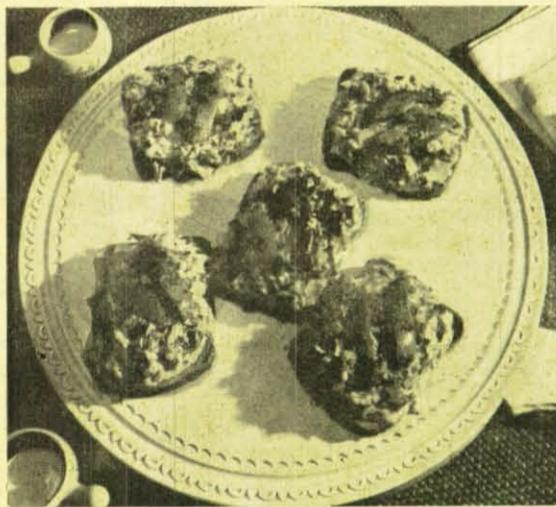
Bügeln: Wirk- und Stricksachen aus Perlon und mit Perlon gemischten Garnen brauchen nicht gebügelt zu werden.

Reinigen: Wie jeder andere textile Stoff läßt sich Perlon chemisch reinigen. Es empfiehlt sich aber, die Reinigungsanstalt darauf aufmerksam zu machen, daß es sich um ein Kleidungsstück aus Perlon oder mit Perlon-Beimischung handelt.

Hier spricht Lucullus! Neue Rezepte, die Freude bereiten



Planked Steak: Um dieses Gericht bereiten zu können benötigt man eine 2 1/2 bis 3 cm dicke Platte aus Eiche oder Nußbaum, die auf eine vorhandene feuerfeste Form paßt. Dann kann es losgehen: Eine 4 cm dicke Scheibe Roastbeef angrillen, daß sie eine schöne Farbe bekommt. Das Brett gut ölen, das Fleisch und 4 kreuzförmig eingeritzte Tomaten daraufsetzen und aus festem Kartoffelpüree einen Rand aufspritzen. Im Ofen grillen, bis das Fleisch gar ist, dann mit feinem Gemüse, das separat gedämpft worden ist, garnieren und auf dem Brett servieren.



Rösthrot nach Zigeunerart: Toastbrot wird in der Pfanne mit heißer Butter geröstet und dann mit folgender Masse belegt: 1 Gewürzgurke, etwas Ingwer, 1 Scheibe rohen Schinken, 1 Scheibe Schweizer Emmentaler, 2 Matjesfilets, ein paar Scheiben Salami werden gewürfelt, alles mit Mayonnaise gebunden und dann mit Weinbrand abgeschmeckt. Die dickbelegten Brote zum Schluß noch mit geschabten gerösteten Mandeln reichlich überstreuen.



Pikanter Obstsalat: Apfelsinenseiben, Apfelstücke, Wallnußkerne, weiße und blaue halbierte Trauben, eingemachte Kirschen, Bananenseiben und beliebige andere Früchte mit Maraschino übergießen und einige Stunden ziehen lassen. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten zuckern und eiskalt servieren. Dies ist besonders wichtig.

Beim Pflanzen-Doktor

In Berlin hält er seine Sprechstunden



Zwischen Schein und Wirklichkeit

In einer kurzen Drehpause vergnügen sich Marianne Koch (links) und Ingrid Andree (rechts) damit, auf ihren Fahrrädern durch das Filmgelände von Geiseltal zu fahren. Eigentlich ist das ja verboten, aber wer würde bei diesen beiden bezaubernden Darstellerinnen, die so voller Übermut und Unternehmungslust sind, nicht gerne ein Auge zudrücken?! Nur kurz ist die Unterbrechung, dann müssen sie wieder vor die Kamera, müssen aus dem hellen Sonnenschein in einen Gerichtssaal, der im Atelier für den Bavaria-Film „Und nichts als die Wahrheit“ aufgebaut wurde und wo herausgefunden werden soll, ob Dr. Stefan Donat (O. W. Fischer) wirklich seine Frau (Ingrid Andree) ermordet hat, wie die schöne Mingo Fabian (Marianne Koch) beweisen will.



Bunte Welt am großen Strom

Eine rumänische Spezialität vom Rost preist dieser alte Feinschmecker mit lauten Rufen und enormem Wortschwall an. Dennoch findet er zwischendurch immer wieder Zeit, seine Erzeugnisse zu probieren. — Ein interessantes Szenenfoto aus dem Europa-Film „Bunte Welt am großen Strom“. Filmschaffende aus den acht Donau-Ländern haben erfolgreich an diesem abendfüllenden Dokumentarfilm mitgearbeitet.



Im Wartezimmer des Berliner Pflanzendoktors sitzen die Leute mit ihren ungewöhnlichen Patienten. Es sind Pflanzen und Blumen aller Art, die plötzlich nicht mehr weiterwachsen oder nicht mehr blühen wollen. Doch der erfahrene Fachmann weiß immer Rat.

Zweimal im Monat hält der Obergartenmeister Ernst Haladuda in Berlin-Neukölln Sprechstunden für kranke Pflanzen ab. Die Kunde von dieser eigenartigen Praxis verbreitete sich schnell, und seither haben die „Beratungen des Pflanzendoktors“ eine große Popularität unter der Berliner Bevölkerung erlangt. Klingt nicht schon der Name Haladuda wie eine dem Laien unbekannt lateinische Bezeichnung für eine sehr geheimnisvolle, exotische Blume?

Genaugenommen ist der 63jährige Ernst Haladuda als Obergartenmeister beim Gartenbauamt des Bezirksamts Neukölln angestellt. Zu Ernst Haladuda Aufgabenbereich gehören unter anderem auch die eingangs erwähnten Pflanzenberatungen, die jeweils an jedem ersten und dritten Mittwoch im Monat stattfinden. Diese „Sprechstunden für Blumen“ wurden durch Zeitungsnotizen bekanntgemacht. Wer einen kränkenden Kaktus, einen Gummibaum mit „Gelbsucht“, eine verkümmerte Fuchsie oder ein sieches Alpenveilchen sein eigen nennt, begibt sich eilends mit dem armen Kranken

zum Onkel Pflanzendoktor. Der weiß dann auch in der Regel sofort die Ursache des Übels zu nennen. Meist liegt sie in der zwar gutgemeinten, aber falschen Behandlung der emsigen Pflanzenliebhaber begründet, die ihre Blumenkinder eifrig und liebevoll zu Tode pflegen.

Vierzig bis fünfzig „Patienten“ am Tag sind in der Sprechstunde des Pflanzendoktors keine Seltenheit. Er stellt die Diagnose und gibt gleichzeitig die Therapie — vorausgesetzt, daß es sich um Schäden handelt, die lediglich durch falsche Behandlung der Blumen entstanden sind. Entdeckt der Pflanzendoktor jedoch „echte“ Krankheiten, die beispielsweise durch Pilze oder Parasiten hervorgerufen wurden, so ist er verpflichtet, die Patienten der nächst höheren Instanz, dem Pflanzenschutzamt, zu überweisen. Dessen Aufgabe besteht in der Bekämpfung echter Schäden, und es achtet sehr genau darauf, daß seine Zuständigkeiten von keinem angetastet werden. Nicht einmal der „praktische“ Pflanzenarzt, dessen Fähigkeiten man sonst sehr schätzt, darf das. So streng sind da die Sitten.



Eine kleine Operation ist mitunter nicht zu vermeiden. Hier hat der Pflanzendoktor aus einem großen Gummibaum gerade eine kranke Stelle herausgeschnitten. Jetzt wird ein richtiger Verband gemacht.

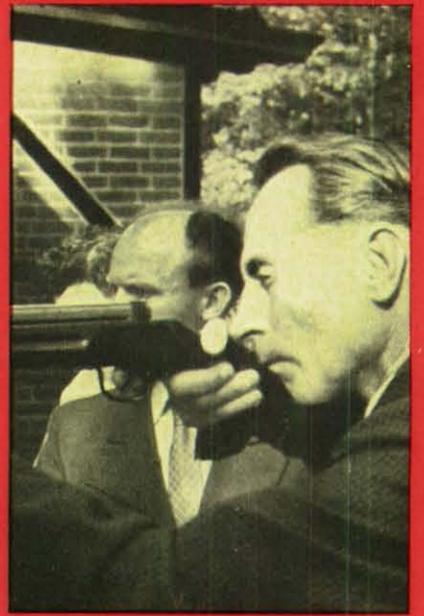


Falsche Erde war diesem Gummibaum nicht zuträglich und war schuld daran, daß er nicht wachsen wollte. Im Behandlungszimmer des Pflanzendoktors sieht es immer aus wie in einem großen Blumenladen.

ZB

Wir machen einen Betriebsausflug

„Warum ist nur Herr Müller in letzter Zeit so reizbar?“ — „Warum sind die Kollegen in der Einkaufsabteilung alle so nervös?“ — Das war doch früher nicht der Fall. Da stimmt doch irgend etwas nicht. — In der Tat, in dem Betrieb X einer rheinischen Großstadt stimmte in letzter Zeit so manches nicht. Der Betriebspsychologe wurde hinzugezogen. Er entdeckte so manche kleine und auch große Sünden, die den bisher guten Verlauf des Betriebes empfindlich störten. In unserem Falle wurde das alles geradezu schlagartig anders: Der Betriebsrat entwickelte ein wirklich phantastisches Programm für eine Reihe von Betriebsausflügen. Sie wurden zu einem vollen Erfolg. Unserem Reporter gelang es, einige Schnappschüsse zu machen. Nur soviel sei noch verraten, es gab keine „große Besäufnis“, sondern ein kollegiales Zusammenfinden von Menschen, die bis dahin nur geringen Kontakt miteinander hatten. Alle kleinen und großen Mißverständnisse wurden überbrückt. So war das Betriebsklima schnell wieder „normalisiert“.



SCHARF GESCHOSSEN wird von den Anwärtern auf den großen Preis. Wichtig ist bei Betriebsfesten, daß man im Laufe des Tages ein wenig spazieren gehen kann.



TANZ MIT DER ZITRONE. Bei diesem beliebten Gesellschaftsspiel kommt es vor allem auf Geschicklichkeit an. Das Paar, das am längsten durchhält, wird Sieger.



DAS KIND IM MANNE ist ganz deutlich zu erkennen, und es kann sich bei dieser Quiz-Nummer, wo es darum geht, Würfel richtig zusammenzusetzen, austoben.